

\$1.00 per Annum. — Concordia Publ. House, Cor. Jefferson Ave. and Miami St., St. Louis, Mo.
Published monthly.

Evangelisch - Lutherisches

Schulblatt.

Monatschrift

für

Erziehung und Unterricht.

Herausgegeben

von der

Deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert im Namen des Lehrerkollegiums des Seminars in Addison

von

Dir. C. A. W. Kraus.

Motto: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht,
denn solcher ist das Reich Gottes.

Matth. 10, 14.

39. Jahrgang. — März.

St. Louis, Mo.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.

1904.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.

Inhalt.

	Seite
Neujahrsrede	65
Zur Geschichte von der „Teilung des Reiches“	68
Helps for Conducting Lessons according to “Practical Geography for Common Schools.”	75
Bedeutende Tonkünstler des 16. Jahrhunderts	80
Reden und Schweigen	86
Altes und Neues	90

Evang. = Luth. Schulblatt.

39. Jahrgang.

März 1904.

No. 3.

Neujahrsrede.

Teure Väter und Brüder!

Es giebt nächst dem evangelisch-lutherischen Predigtamt kein Amt und keinen Beruf, dem der Teufel so bitter feind wäre, wie dem heiligen Schulamt. Diese Feindschaft ist sowohl gegen die Person als auch gegen das Amt des evangelisch-lutherischen Lehrers gerichtet. Der Satan trachtet danach, ihn durch schwere Anfechtungen und Versuchungen zum Abfall vom Glauben zu bringen, oder ihn von dem Amt, das seinem Reiche so großen Schaden thut, abwendig zu machen. Wir Lehrer müssen deshalb in einem ganz besonderen Kampfe stehen und ganz insonderheit über uns wachen. Wir können es uns nicht oft genug vorhalten, in was für einem edlen und herrlichen Beruf wir stehen und was für eine Gnade es ist, daß wir dieses herrliche und heilige Werk thun dürfen, damit wir alle Anfechtungen und Widerwärtigkeiten überwinden und im Glauben unser Amt verwalten. Auch beim Beginn eines neuen Jahres ist eine solche Aufmunterung am Platz, und deswegen möchte ich einige Worte darüber sagen, warum das Amt eines evangelisch-lutherischen Lehrers ein so köstliches ist. Dafür möchte ich zwei Gründe anführen: 1. Die Arbeit eines evangelisch-lutherischen Lehrers geschieht an der edelsten aller sichtbaren Kreaturen; 2. die Arbeit muß, wenn sie in Gott gefälliger Weise geschehen soll, im Glauben gethan werden.

1. An wem thut ein Lehrer seine Arbeit? Welches ist das Objekt, mit dem er sich beschäftigt? Ein Landmann bestellt seinen Acker, säet den Samen, erntet die Früchte, beschickt sein Vieh. Ein Kaufmann bietet seine Waren feil, handelt, kauft und verkauft. In einer Fabrik werden allerlei Gegenstände aus Holz, Eisen, Leder u. v. v. gefertigt. Die Arbeit in all diesen Berufsarten ist, wenn sie recht geschieht, Gott gefällig. Aber ein weit edlerer, herrlicherer und höherer Beruf ist der Beruf eines Lehrers. Er arbeitet nicht an Holz oder Stein, sondern an der edelsten aller sichtbaren Kreaturen. Der Mensch, den Gott nach seinem Bild und Gleichnis erschaffen hat, ist das Objekt, an dem er seine Arbeit thut. Der Mensch besteht aus Leib und Seele. Gott hat der Seele Vernunft und alle Sinne gegeben. Der Mensch hat Verstand, Gemüt und einen Willen. Er hat ein Erkenntnis-, Gefühls-

und Willensvermögen. Er kann denken und reden. Er hat ein Gedächtnis. Wo ist in der ganzen sichtbaren Schöpfung solch eine herrliche Kreatur zu finden?

Unter den Menschen sind es die Kinder, und zwar Christenkinder, mit denen wir uns beschäftigen. Durch die heilige Taufe sind sie in das Reich Christi gekommen, Gott hat sie zu seinen Kindern angenommen und führt sie uns zu mit der Weisung: „Weide meine Lämmer!“ Die zarten Pflänzlein in dem Garten Gottes, seine Lieblinge, übergiebt er uns, damit wir sie pflegen. Ist das nicht eine edle und herrliche Arbeit? Was thut nun der Lehrer, worin besteht seine Arbeit? Sein Ziel bei aller seiner Arbeit an den anbefohlenen Kindern ist nicht nur, sie äußerlich zu veredeln, sondern vornehmlich sie zum ewigen Glück zu führen. Vor allen Dingen hat er die Seele im Auge; die sucht er zu retten. Gottes Wort sagt von allen Menschen in ihrem natürlichen Zustand: „Es ist hie kein Unterschied; sie sind allzumal Sünder.“ Da gebraucht der Lehrer bei seiner Arbeit an der Seele das Mittel, wodurch uns der Heilige Geist in das himmlische Vaterhaus führt: das Wort Gottes. Das Lehren des Wortes Gottes ist des Lehrers vornehmstes Amt. Durch das Wort erleuchtet der Heilige Geist unsern verfinsterten Verstand, ändert unsern Willen, entzündet in uns die Hoffnung des ewigen Lebens und giebt uns Kraft, zu Jesu zu kommen. Wer so sein Heil in Christo gefunden hat und im Glauben bleibt, ist ewig gerettet.

Wer in Christo ist, ist eine neue Kreatur. Auch in seinem äußeren Leben ist eine Änderung eingetreten. Die Liebe zu Christo zieht sich wie ein goldener Faden durch das ganze Leben eines Christen. Er handelt anders gegen seine Mitmenschen. Er ist ein edlerer, besserer und nützlicherer Mensch geworden. Die Christen sind nicht nur die seligsten und glücklichsten Menschen, sondern auch die besten und nützlichsten Bürger. Du, o Lehrer, durfst bei dieser Arbeit Gottes Werkzeug sein. O herrliches Werk, dessen Segensspuren nicht nur auf dieser Erde zu sehen sind, sondern die wir auch in der Ewigkeit wiederfinden werden!

Du arbeitest aber in noch anderer Weise an der Veredelung dieses herrlichen Geschöpfes. Du arbeitest an dem Verstand des Menschen, indem du ihm vor allen Dingen Gottes Wort nahe bringst, ihm aber auch allerlei andere nützliche Dinge vorführst und erklärst; dadurch übst du sein Erkenntnisvermögen. Er nimmt zu an Verstand, denkt nach, zieht Schlüsse. Sein geistiges Leben wird veredelt. Du arbeitest an dem Willen, daß der eigene böse Wille gebrochen und der Mensch immer mehr geübt wird, sich unter den Willen Gottes zu beugen. Auch spornst du seinen Willen an zu getreuer Erfüllung seiner Pflichten. Du arbeitest an dem Gemüt des Menschen, daß er sich freut in seinem Gott und die Sünde verabscheuen lernt. Du arbeitest an dem Gedächtnis, indem du vornehmlich Gottes Wort, aber auch viele andere nützliche Dinge dem Gedächtnis einprägst. Du übst die Sinne, daß er z. B. gern Schönes sieht, Liebliches hört. Du bist ihm be-

hilflich, daß er auch äußerliche Fertigkeiten, z. B. Schreiben, und andere nützliche Kenntniße erlernt.

Wo sollte ich anfangen und wo sollte ich aufhören, wenn ich alle Arbeit schildern wollte, die du an der vornehmsten und herrlichsten Kreatur und unter dieser an den mit Christi Blut erkaufenen Kinderseelen thust? Fürwahr, das heilige Schulamt ist ein köstliches Amt.

2. Aber deshalb hat es auch so mächtige und viele Feinde. Deshalb hat ein Lehrer oft mit schier unüberwindlichen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen. Schon als Kind wird man aus der eigenen Familie herausgerissen. Nach jahrelanger Vorbereitung kommt man endlich ins Amt. Da ist die Befolbung meist sehr gering. Gar mancher muß sich lange Zeit nur mit dem Nötigsten behelfen. In der Ausübung des Amtes giebt es viel Verdruß, Unannehmlichkeiten, Ärger und Undank. Oft ruft auch Gott einen Lehrer frühzeitig heim in den Himmel. Er hinterläßt eine große Familie und wenig irdische Güter.

Wenn wir dies alles bedenken — und wem kommen nicht solche Gedanken? —, dann erfüllt leicht Mutlosigkeit unser Herz. Aber, meine Brüder, laßt uns, wie Afsaph, in das Heiligtum des Herrn gehen und diesmal an einigen Beispielen sehen, wie es den heiligen Männern ergangen ist, von denen die Heilige Schrift uns erzählt, darauf achten, wie sie sich verhalten haben, und ihnen folgen. Was hätte wohl Abraham gethan, als Gott zu ihm sagte: „Gehe aus deinem Vaterland“ u., wenn er seiner Vernunft gefolgt wäre? Er wäre in seiner Heimat geblieben. Aber er dachte so: Hier ist das Wort und dem folge ich, mag es gehen, wie Gott will. So laßt uns dem Beispiel Abrahams folgen, nur auf das Wort sehen und dahin gehen, wohin Gott uns ruft. — Als Israel vor Jericho lag, da schien es lächerlich, daß die dicken, festen Mauern der Stadt vom bloßen Geschrei und Trompetenschall umfallen sollten. Israel sah jedoch aufs Wort, und wie das Wort lautete, so geschah es. Es türmen sich in deinem Amt auch oft hohe Hindernisse auf. Sei getroßt und hange fest am Wort, dann werden sie auch fallen, wie einst die Mauern Jerichos. — Schau auf Gideon. Durch wenige schlug er ein großes Heer in die Flucht. Hätte er eigener Kraft vertraut, so hätte er den Kampf gar nicht angefangen. Erkennst du deine Schwachheit und Ohnmacht, dann schau auf Gideon. Folge, wie er, allein dem Wort, dann wirst du Sieger bleiben. — Denke an David! Ihm war das Königtum verheißen und doch mußte er jahrelang umherirren. Aber er wurde doch König. Wir sollen auch einst Kronen tragen. Die Zeit, da das geschieht, kommt ganz gewiß, auch wenn wir hier wie ein gescheuchtes Reh unsere Tage verbringen müßten. — So ist die ganze Bibel voll herrlicher Beispiele. Laßt uns allein auf das Wort sehen und dem Wort im Glauben folgen! Dann wird es auch von uns heißen: Durch den Glauben ging er, wohin ich ihn sandte; durch den Glauben erduldete er alle Widerwärtigkeiten; durch den Glauben trug er alles Kreuz; aber durch den Glauben

ben hat er auch die Krone des ewigen Lebens. Welch köstliche Arbeit, die nur dann recht geschehen kann, wenn sie im Glauben gethan wird!

Welch eine Gnade ist es doch, daß Gott gerade uns ein so köstliches Amt befohlen hat! Verscheuchen wir die Geister des Unmuths, des Unglaubens, der Gleichgültigkeit durch das Wort und sprechen wir: HErr, wer bin ich, daß ich ein so köstliches Amt verwalten darf! D. Kolb.

Zur Geschichte von der „Teilung des Reiches“.

(„Biblische Geschichten für Mittelklassen“, Altes Testament, No. 49.)

Die Spaltung des davidischen Königreichs in zwei Reiche, die der Abfall von zehn Volksstämmen von Rehabeam, dem Sohne Salomos, herbeiführte, war ein politisches Ereignis von größter Tragweite. Nicht nur wurde das Ansehen des Volkes Gottes bei den Heiden dadurch bedeutend vermindert, sondern die zersplitterte Wehrkraft des Volkes mußte den umwohnenden Völkern auch zur Anreizung werden, bald das eine, bald das andere der beiden Reiche anzugreifen, um es unter ihre Herrschaft zu bringen. Ohne Zweifel haben wir in dieser Reichsteilung den ersten Schritt zu dem Verfall vor uns, der bei dem Zehnstämmereich mit der assyrischen Gefangenschaft, bei dem andern Gemeinwesen aber mit der Zerstörung Jerusalems durch Titus und der Zerstreuung der Juden in alle Teile des römischen Reiches zum endlichen schrecklichen Abschlusse kam.

Im Lichte des Berichtes, den uns die Heilige Schrift über die in Rede stehende Begebenheit giebt, erkennen wir in derselben ein göttliches Strafgericht über Salomo. Dieser von Gott so hoch begnadete König war durch seine ausländischen Weiber in seinen letzten Lebensjahren dahin gebracht worden, daß sein Herz nicht ganz mit dem HErrn war, wie das Herz seines Vaters David. Wenn auch sein persönlicher Abfall vielleicht kein völliger war, so erlaubte er doch die Einführung verschiedener Götzkulte im Lande um seiner heidnischen Weiber willen; er hat auch wahrscheinlich die Stätten ihrer Anbetung und ihres Opferdienstes ihnen zulieb manchmal mit betreten. Er mochte das alles für eine gleichgültige Außerlichkeit halten, mochte im Herzen über die heidnischen Kulte lächeln, mochte sich darüber erhaben und sich im Grunde seines Herzens davor sicher fühlen, mochte sich über seine Versündigung hinwegzutäuschen suchen, mit dem Gedanken, daß Gott auf solche Kleinigkeiten nicht achten oder sie ihm, seinem Lieblinge, nachsehen werde; aber er irrte sich. Wir mögen daraus lernen, daß der Glaube ein zartes Gebilde ist, das keinerlei Experimente von unserer Seite her verträgt, und daß Treue gegen den HErrn noch etwas ganz anderes ist als hohe Erkenntnis, ja, als Weisheit.

Der weise Salomo irrte sich. Der HErr erklärte sein Thun, wahrscheinlich durch Prophetenmund, vielleicht durch Ahia von Silo, für Bundes-

bruch und ließ ihm ankündigen, daß zur Strafe dafür das Königreich von ihm gerissen und seinem Knechte gegeben werden sollte. Doch ließ der HErr aus Gnaden eine zweifache Milderung des Urteils eintreten, einmal, daß das Gericht nicht bei seinen Lebzeiten herbeigeführt werden sollte. „Von der Hand deines Sohnes will ich's reißen“, spricht der HErr, und damit giebt er dem Salomo Raum zur Buße. Zum andern soll dem Hause Davids nicht das ganze Reich verloren gehen: einen Stamm (den Stamm Juda) will der HErr ihm lassen. Diese Nachsicht übt der HErr, wie er ausdrücklich sagt, um Davids, seines Knechtes, willen — damit giebt er uns ein Beispiel dazu, wie er wohlthut um der frommen Vorfahren willen in tausend Glied — und um Jerusalems willen, die er erwählt hatte. Gott wollte nicht, daß die Stadt, wo er im Tempel seines Namens Gedächtnis gestiftet hatte, in Verachtung gerieth, wenn etwa kein König mehr darin wohnte. In der Vorsorge für die Bewahrung des Jehovahdienstes findet dieser Passus über Jerusalem seine Erklärung.

Fragen wir hier gleich, wie es zu verstehen ist, daß dem Hause Davids nur ein Stamm zugesagt wird, da bei der Trennung doch nur zehn Stämme abfielen und mithin zwei — es waren Juda und Benjamin — dem Rehabeam und seinen Nachfolgern verblieben. Die Antwort ist, daß der kleine Stamm Benjamin, dessen Erbteil fast ganz von dem Erbteil Judas eingeschlossen war, mit Juda zusammen allgemein als ein Stamm angesehen wurde. Durch Heiraten herüber und hinüber waren diese Stämme fast miteinander verschmolzen. Im Dialekt, in Sitten und Gewohnheiten mochten die Benjaminiten den Judaiten ganz gleich sein. Auch hatten diese beiden Stämme zeither immer zu einander gehalten, wie sich z. B. bei der feierlichen Einholung Davids nach dem absalomischen Aufruhr durch Juda auch tausend Männer aus Benjamin beteiligten. Endlich erstreckte sich auch der Tempelgrund etwas auf das Erbteil Benjamins. Alle diese Verhältnisse haben es mit sich gebracht, diese zwei Stämme wie einen Stamm anzusehen und zu behandeln.

Der Knecht Salomos aber, den der HErr zum Könige über das zweite Reich sich ausersehen hatte, war Zerobeam, der Sohn Nebats, von Zareda in Ephraim. Wir lesen von ihm, daß er ein streitbarer Mann gewesen sei, und daß Salomo ihn zum Aufseher über die Fronarbeiter aus dem Hause Josephs gesetzt hatte, also über die aus Ephraim, vielleicht auch über die aus Manasse. Diesen Zerobeam traf eines Tages der Prophet Ahia aus Silo allein auf dem Felde. Und der Prophet zerriß seinen Mantel, ein neues Kleidungsstück, in zwölf Stücke, gab zehn davon dem Zerobeam und deutete ihm diese symbolische Handlung dahin, daß der HErr zehn Stämme des Volkes von dem Sohne Salomos reißen und sie ihm als Königreich geben werde. Auch der Grund dieses Gerichtes wird ihm mitgeteilt und ihm die Mahnung gegeben, sich zu halten wie David, nebst der Verheißung, daß der HErr ihm alsdann „ein beständig Haus bauen“, das ist, das Reich bei ihm und seinen Nachkommen erhalten wolle.

Salomo aber mag von dem Augenblick an, da ihm das Strafgericht angedroht worden war, Umschau unter seinen Knechten gehalten haben, welcher von ihnen wohl als der Rivale seines Sohnes gemeint sein könne, und seine Mutmaßungen trafen endlich den Jerobeam. Sei es nun, daß dieser nicht ganz reinen Mund über die Verkündigung Ahias gehalten habe, sei es, daß die Aussicht auf den Königsthron ihm zu Kopfe gestiegen sei und ihn dahin gebracht habe, sich auffässig gegen Salomo zu benehmen, wie 1 Kön. 11, 27. zu lesen steht, genug, Salomo warf einen solchen Haß auf ihn, daß er ihm nach dem Leben trachtete. Jerobeam erfuhr es und flüchtete nach Ägypten zu Sifat (Sesostris) und blieb da bis nach Salomos Tode. Von Buße läßt Salomo leider nichts merken (?), und das zeigt, wie tief sein Abfall schon gebiehen war.

Den Vorgang der Teilung des Reiches, zu dessen Betrachtung wir jetzt kommen, mögen wir uns etwa folgendermaßen vergegenwärtigen. Gleich nach dem Tode Salomos erklärten Juda und Benjamin Rehabeam zu dessen Nachfolger, natürlich in dem Sinne, daß er König über das ganze Volk sein solle, wie David und Salomo es gewesen waren. Da aber die übrigen Stämme hierbei nicht gefragt worden waren, auch keine Zeit gehabt hatten, Abgeordnete zur Königswahl nach Jerusalem zu schicken, so achteten sich diese vorläufig durch das Vorgehen Judas und Benjamins noch nicht für gebunden, sondern sagten eine Volksversammlung zu Sichem in Ephraim an, um über die Sache Rat zu pflegen. Zu dieser Versammlung wurde auch Jerobeam, der höchstwahrscheinlich wenigstens bei seinen Stammesgenossen, den Ephraimiten, in großem Ansehen gestanden hat, aus Ägypten herbeigerufen. Nachdem man Vorberatung gehalten hatte, wurde Rehabeam eingeladen, ebenfalls nach Sichem zu kommen. Der König kam, und unter Jerobeams Führung, der den Sprecher machte, legte ihm das in Sichem vertretene Volk die Bitte vor, ihnen ihr unter Salomos Regierung sehr schwer gewordenen Joch zu erleichtern, mit dem Versprechen, daß sie im Falle der Gewährung ihrer Bitte ihm unterthänig sein wollten.

Manche finden in dieser Zusammenkunft in Sichem und in dieser Forderung des Volkes ein aufrührerisches Beginnen. Ich kann das nicht erkennen. Man achte auf die Zusage: „So wollen wir dir unterthänig sein.“ Soll denn ein Volk gar keine Rechte haben? Es ist doch wohl nicht vorhanden um des Königs, als vielmehr der König um seinetwillen. Es ist leicht zu verstehen, daß bei dem prachtvollen, ja, üppigen Hofstaat Salomos die Lasten des Volkes eine bedenkliche Höhe erreicht haben müssen. Kein Verständiger wird verlangen, daß ein Mann, der an der Spitze eines Volkes steht, er heiße Kaiser, König oder Präsident, in seiner Lebensführung sich dem gewöhnlichen Bürger oder Bauer gleich halte. Die Würde der Nation verlangt vielmehr von ihrem Repräsentanten eine gewisse Macht- und Prachtentfaltung; aber die Sache kann auch über die Grenzen des Notwendigen und Zulässigen getrieben werden, und dieser Fall lag ohne Zweifel bei der

Regierung Salomos vor. Das Volk hatte das erkannt. Jetzt beim Regierungswechsel war der Zeitpunkt gekommen, über die Sache zu reden und ein billiges Verhältnis herzustellen. Es war ehrlich von dem Volke gehandelt, daß es sich in der Angelegenheit aussprach. Die Forderung war gerecht. Man muß dies scharf ins Auge fassen, um die Versündigung Rehabeams durch seine prozige Antwort und die Schuld, die er dadurch auf sich lud, in ihrer ganzen Größe zu verstehen. An diesem Urtheil ändert auch der Umstand nichts, daß Abia, Rehabeams Sohn, später in einer Rede, die er an Zerebeams Unterthanen beim Beginn eines Krieges gegen ihn hielt, die in Sichern Zusammengekommenen lose Leute und Belialsfinder nennt, denn Abia spricht vom Parteistandpunkte aus, und mochten auch Belialsfinder, das ist, Ubelgesinnte, unter der Versammlung sein, so giebt das kein Recht dazu, das ganze Volk so zu nennen. Wenn in einem Lande sich auch Anarchisten befinden, so sind deshalb noch nicht alle Einwohner eine Anarchistenbande. (2 Chron. 13, 7.)

Rehabeam wollte, nachdem er die Forderung des Volkes vernommen hatte, Bedenkzeit haben. Er hieß die Abgeordneten hingehen und am dritten Tage wiederkommen. In der Zwischenzeit beriet er sich mit den alten Ratsleuten seines Vaters über die Antwort, die er dem Volke geben sollte. Auch diese wohlverstandenen Herren sahen in dem Vorgange nichts Aufwühlendes, nichts Böses. Ihr Rat würde sonst schwerlich gelautes haben: „Wirst du heute diesem Volke einen Dienst thun und ihnen zu willen sein, und sie erhören, und ihnen gute Worte geben, so werden sie dir unterthänig sein dein Lebenlang.“ Aber dieser weise Rat behagte dem hochmütigen, herrschsüchtigen Rehabeam nicht. Er holte die Meinung der jungen, mit ihm aufgewachsenen Männer ein und nach ihrem Rate antwortete er dem Volke. Aber welch eine Antwort war das! „Mein kleinster Finger soll wider sein denn meines Vaters Lenden. . . Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtigt, ich will euch mit Skorpionen züchtigen!“ Und damit über den nicht schwer zu fassenden Sinn ja kein Zweifel entstehen möge, heißt es noch in unverblümter Rede: „Mein Vater hat euer Joch schwer gemacht, ich aber will's noch mehr über euch machen!“ So also sprach Rehabeam am dritten Tage zu dem Volke. Ist darin eine Spur von staatsmännischer Klugheit, ganz zu schweigen von dem Wohlwollen, das ein Regent seinen Unterthanen gegenüber haben sollte? Nichts als Hochmuth, Trotz, Herrschsucht, Eigensinn offenbart sich in diesen Worten. Verblendeter Rehabeam!

Ein Schrei der Entrüstung ging durch das Volk, als es sah, daß der König es nicht hören wollte. „Was haben wir denn Theils an David, oder Erbe am Sohn Isai? Israel, hebe dich zu deinen Hütten!“ war jetzt die Losung, und mit der Abfagung: „So siehe nun du zu deinem Hause, David!“ war der Abfall angekündigt, ja, vollbracht.

„Es war also gewandt von dem Herrn“, urtheilt die Schrift. Wir erkennen hier, wie mit völliger Wahrung der Gerechtigkeit die Sünden der

Väter heimgesucht werden an den Kindern, wenn sie in den bösen Wegen ihrer Vorfahren wandeln. Rehabeam erwies sich als gleichstehend mit dem abgefallenen Salomo. Mit Recht mußte er aussessen, was dieser eingebracht hatte. Auch im abgöttischen Wesen folgte der Sohn während seiner siebenjährigen Regierung dem Vater, ja, er übertraf ihn darin noch bei weitem. So erweist sich auch die Strafe als der Versündigung ganz entsprechend. Der Abfall der Könige von Gott führt den Abfall des Volkes von dem Königshause herbei.

Welches waren nun die nächsten Folgen des Ereignisses? Rehabeam sandte seinen Rentmeister Adoram zu dem Volke. Er mag einen heillosen Schreck erfahren haben. Das hatte er nicht erwartet. Er hatte gedacht das Volk durch sein proziges Auftreten einzuschüchtern und es gefügig zu machen. Der Rentmeister sollte Unterhandlungen anknüpfen. Die Sendung gerade dieses Beamten, des Finanzministers, wie wir heute sagen würden, läßt die Vermutung zu, daß er wohl jetzt dem Volke einige Zugeständnisse machen wollte. Es war zu spät. Das Volk steinigte Adoram. Das war nicht recht, erklärt sich aber wohl durch die große Erregung, in welche die Leute geraten waren. Vielleicht fällt aber auch die Schuld dieser Mordthat, wenigstens größtenteils, auf die vorerwähnten Belialskinder. Als Rehabeam das erfuhr, stieg er eilends in seinen Wagen und floh nach Jerusalem. Alle Hoffnung auf friedliches Beilegen des Zerwürfnisses war ihm entschwunden.

Die zehn Stämme ernannten alsbald Jerobeam zu ihrem Könige. Er war schon vorher ein angesehenener Mann, wenigstens in seinem Stamme, dem mächtigen Ephraim, gewesen; er war ein streitbarer Mann, er hatte vor Salomo fliehen müssen; er war der Wortführer vor Rehabeam gewesen: das alles lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn und ließ ihn des Amtes würdig und geschickt erscheinen. Und der Herr lenkte die Herzen, denn er wollte seine Verheißung hinausführen. Jerobeam, du bist's geworden, gedenke der Ermahnungen des Propheten!

Rehabeam rief unterdessen in Jerusalem ein Heer zusammen, 180,000 junge, streitbare Mannschaft, um das neugebildete Reich zu bekriegen und es mit Gewalt wieder an sich zu bringen. Gott ließ es nicht zu. Durch den Propheten Semaja wurde dem Könige sowohl als auch dem ganzen Hause Juda und Benjamin der Befehl des Herrn übermittelt: „Ihr sollt nicht hinaufziehen und streiten wider eure Brüder, die Kinder Israel; ein jeglicher Mann gehe wieder heim, denn solches ist von mir geschehen.“ Darauf zerstreute sich das Heer, und Rehabeam blieb nichts übrig, als sich in das Unabänderliche zu fügen.

Frägt man, was machte das Kriegsvolk so willig zur Heimkehr? so ließe sich Folgendes antworten. Bei vielen mochte noch eine gebührlige Ehrfurcht vor dem vorhanden sein, was ausdrücklich als Wort und Gebot des Herrn ihnen vorgehalten wurde; der Bruderkrieg mochte ihnen auch widerstehen; die Erwägung, daß zwei Stämme gegen zehn kämpfen sollten, die

Machtmittel also zu ihren Ungunsten standen, kann auch in die Wagschale gefallen sein. Endlich war die geschichtliche Thatsache vorhanden, daß schon einmal ein Doppelreich bestanden hatte, nämlich zu Anfang der Regierung Davids, als dieser König über den Stamm Juda allein war, die andern elf Stämme aber Isboseth, dem Sohne Sauls, anhingen. Wie es damals gegangen war, so, konnte man denken, wird es wieder gehen, das Gegenreich wird keinen Bestand haben, über kurz oder lang, auf die eine oder die andere Weise wird schließlich alles wieder dem Hause Davids zufallen. Diese Erwartung hat sich freilich nicht erfüllt.

Noch eine Frage kann aufgeworfen werden. Wie kam es, daß Juda und Benjamin nicht dieselbe Klage geführt, nicht dieselbe Forderung gestellt haben wie die übrigen Stämme? Nun, der Herr hat das so gefügt. Über das Mittel aber, dessen der Herr sich bedient hat, um seinen Willen zu verwirklichen, das heißt, in die Erscheinung treten zu lassen, kann man nur Mutmaßungen haben, da die Schrift darüber nichts mitteilt. Es mag sein, daß die Hinneigung Judas zu dem Königshause, das seines Stammes war, so tief gegründet war, daß man um seinetwillen die Lasten, auch wenn sie schwer waren, sich doch gefallen ließ. Es mag auch sein, daß Salomo seines Stammes und vielleicht auch Benjamins geschont und ihnen auf Kosten der andern Stämme das Joch verhältnismäßig leicht gemacht hat. Es mußte eben ein Stamm dem Hause Davids verbleiben nach dem Worte des Herrn. Die Hauptsache ist, daß wir auch hierbei erkennen, daß keine Verheißung Gottes auf die Erde fällt. Es kommt alles.

Es war ganz gewiß nicht die Absicht Gottes, daß mit der politischen Trennung auch eine religiöse eintreten sollte. Die Bürger beider Reiche sollten und konnten eine religiöse Gemeinschaft, eine Kirche bleiben. Das Zehnstämmereich konnte seine kirchlichen Steuern an den Tempel schicken, seine Bürger konnten zu den Festen nach Jerusalem pilgern, die Priester und Leviten in seinen Grenzen konnten zur Zeit ihres Dienstes in die heilige Stadt gehen, es konnte eben in dieser Hinsicht alles beim alten bleiben. Als Beispiel dafür, daß völlige kirchliche Gemeinschaft bei ganz getrennter Staatsangehörigkeit möglich ist, sei nur auf den Canada-Distrikt unserer Synode hingewiesen. Es war Jerobeams Selbstsucht, seine Furcht, die der Glaublosigkeit entsprang, seine verblendete Politik, seine sich klug dünkende Dummheit, daß der größere, der verhängnisvollere Riß geschehen mußte. Wäre die kirchliche Gemeinschaft geblieben, so hätten beide Reiche gegen äußere Feinde eine Einheit bilden können, kein Teil, wenn alles recht stand, hätte das anders haben mögen. Gott wollte das sicher so, die Bosheit der Menschen hat es jedoch vereitelt.

Jerobeam befürchtete, daß sein Volk, wenn es nach Jerusalem ginge zu opfern und die Feste des Herrn daselbst mit zu feiern, durch Einfluß der Judaiten ihm abtrünnig gemacht und dem Rehabeam zugewendet werden würde. Um dies zu verhindern, ließ er zwei goldene Kälber, eins im Nor-

den seines Landes, zu Dan, das andere im Süden, zu Bethel, aufrichten, und unter dem Vorgeben, es sei seinem Volke zu viel, zu weit, zu beschwerlich, nach Jerusalem zu gehen, ließ er es auffordern, seine Opfer bei den aufgestellten Gözenbildern darzubringen, seine Feste an deren Stätten zu feiern. Das Volk hätte ihm ja darin Widerstand leisten sollen, denn man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, aber — es geriet zur Sünde, das Volk ging hin, nämlich zu den goldenen Kälbern, und fiel somit in groben Götzendienst. Damit war die zweite, die religiöse Trennung geschehen. Und auch diese ist nie wieder aufgehoben worden, soweit das Volk als Ganzes in Betracht kommt. Zwar wanderten sämtliche Priester und Leviten, sowie diejenigen Laien, die dem HErrn treu bleiben wollten, nach Judäa aus, aber die Mehrzahl des Volkes ließ sich verführen. Wohl mochten manche ihrem Gewissen ein Ruhefassen zu machen suchen mit dem Gedanken, es komme auf die Stätte nichts an, und wenn man Jehovah dienen wolle, so könne das auch in Bethel geschehen. Das war lauter Selbstbetrug, der Abfall war da und führte in der Folge zu noch greulicheren Formen des Götzendienstes bis zum letzten Ende mit Schrecken. Zerbeam, du hast dich selbst um die Erfüllung der Verheißung, daß der HErr dir ein beständiges Haus bauen wolle, gebracht!

Die beiden Reiche kommen hinfert unter den Namen „Reich Juda“ (das Zweistämmereich) und „Reich Israel“ (das Zehnstämmereich) in der Geschichte vor. Sie bestanden 253 Jahre nebeneinander. Das Reich Juda überdauerte das Reich Israel um 134 Jahre, ist also 387 Jahre alt geworden. Israel hat 19 Könige aus 7 Dynastien gehabt, unter denen kein einziger gottselig war. Der verhältnismäßig beste war noch Jehu, der schändlichste Ahab. In Juda haben 20 Könige regiert, alle aus davidischem Geschlechte, aber nur 8 wandelten in den Wegen ihres Vaters David. Beiden Reichen ist um ihrer Gottlosigkeit willen das Ende von fremden Mächten bereitet worden. „Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben“, Spr. 14, 34. Und: „Ein wüster König verderbet Land und Leute“, Sir. 10, 3.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung über den Namen Israel als Volksname. Als solcher kommt er allen Nachkommen Jakobs und seiner zwölf Söhne, dem ganzen auserwählten Volke Gottes, zu. In diesem Sinne wird die Bezeichnung z. B. in dem Worte Moses gebraucht: „Höre, Israel, der HErr, unser Gott, ist ein einziger HErr“, und so noch unzählige Male, auch in der Form „die Kinder Israel“. Desgleichen im Neuen Testament, z. B. in der Frage der Jünger: „HErr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel?“ Als Name für nur einen Teil des auserwählten Volkes kommt das Wort zuerst vor, als Juda allein sich den König David erwählt hatte, da hießen die andern elf Stämme Israel, und dann nach der Teilung des Reichs, die wir eben betrachtet haben, die zehn Stämme, die Herrschaft Zerbeams und seiner Nachfolger.

E. Grahl.

Helps for Conducting Lessons according to "Practical Geography for Common Schools."

(FIFTH PAPER.)

Lesson XII.

I.

This lesson marks the beginning of the second division. It is introductory and preparatory. After having treated of the earth's *surface* and its different features, our text-book now proceeds to speak of something quite different. Before entering upon the special subject, however, it will be well to refer to what has been mentioned and touched upon in Lessons I and II, concerning the earth's *shape* and *size*. There the *apparent* and the *real* shape of the earth has been referred to. The earth is "a great *ball*, or *globe*." In Lesson II the *size* of the earth is stated: circumference 25,000, diameter about 8000 miles.

Illustrate this fact of the earth's *shape* once more by soap-bubbles, or refer to a balloon, or to the moon floating in the air.

Now get your *globe*. Have a *top* ready. A common peg-top will answer the purpose. You may also show a ball of yarn on a knitting needle.—

Refer to the *text* of the lesson and the *illustration*. Which represents the *top*? Which the *globe*, or *earth*?

Show the *top*. Explain its parts: *head*, *body*, *peg*.

Spin the *top*. Explain the motion of the *top*, by turning it slowly by hand.—

What is meant by *spindle*?—A slender rod or pin, on which thread may be wound, or spun.—

Spindle is derived from *to spin*.

The spindle of the *top* extends *from* the head, *through* the body, *to* the *peg*. (*Split* the *top*, and show *where* the spindle is.) This spindle is, in the other case, *represented* by the knitting needle. It is *indicated* in the picture by the *dotted line*.

Let the children "try to *think* of the spindle of the *top*—so small that it *cannot be seen*." To *think* of it as being there—knowing it is not there—or, which means the same, "*imagine it*." (See Lesson.)

Think of the *spindle* once more. Tell me *where* it is. How far does it reach? Where does it stop? How would you call that point where it reaches the surface? The *ends*.—How many *ends* has the spindle? It has *two ends*.

These two ends, as you see in the illustration, are *opposite* to

each other.—In what way would you distinguish them from one another? (*Upper end—lower end.*)

The *ends* of a *spindle* have a special name; they are called *poles*.

The word *pole* means *pivot*, or point upon which the spindle turns. So now we would have to name the two *ends* of the top's spindle—*Upper Pole*, and *Lower Pole*.

Explain: *There*, at that *point*, where the imaginary line (spindle) meets the surface, is the *pole*. *Pole* is a *point*, *end-point*, of that *line* which is called the *spindle*, because, when the top spins, every part of it turns round this line.

Now, as we had a special name for the *ends* of the spindle, so we also give a special name to the *spindle*. We call it an *axis*.

What difference is there between a spindle and an axis? What do we mean by *poles*? How many poles has every axis?

Convince yourself by questions of this kind whether your class has thoroughly understood the lesson on the *top*.

II.

Now proceed and apply what has been taught to the *globe*. Show the top and call attention to the *similarity* of *shape*. The top is no sphere. Why not?—What difference do you notice between the *top* and the *globe* as to their *shape*? As the top *spins*, so also does the earth. *Around* what does the top spin? Text: "*We imagine the earth*," etc.—What does that mean, "we imagine"?

"We think of the spindle as being there—knowing it is not there." The earth has no *head* or *peg*, nor *has* it a spindle, but it spins like a top. We may *think* of a line in the earth like that in the top.—*Has* the top a spindle? *Is* there a spindle in the ball of yarn? *Is* there a spindle in the earth?

What kind of a line is the earth's spindle, since we *imagine* it? (An *imaginary* line.) Some time ago we spoke of imaginary lines, when we were told about the earth's size. Suppose we would imagine a line to be drawn through the middle of any round thing, what would we call such a line? (A *diameter*.) Now, does this imaginary line, the earth's *spindle* or *axis*, extend through the middle of the earth?—*How far* does it extend through?

What would you therefore term it? (A *diameter*.)

Why is the earth's axis a diameter?

Could you imagine any more diameters of the earth?

Which of the earth's diameters do you call the earth's *axis*? ¹⁾

1) Use the term *spindle* only long enough to establish a true conception of *what* and *where* it is, and as long as you are speaking of the *top*. After that always give the term *axis* when speaking of the *earth*.

The *point* on the earth's surface where the *upper* end of the axis would be, *if it had one*, is called the *North Pole* (upper pole); and the *point* at the *bottom*, where the lower end of the axis would be, is called the *South Pole*.

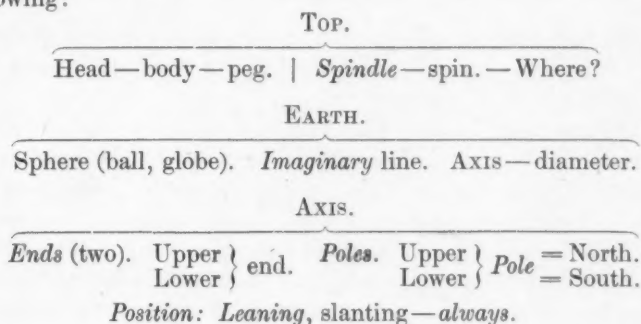
What did we call the ends of the *top's* spindle? (*Upper Pole* and *Lower Pole*.) What do we call the two ends of the *earth's axis*? (*North Pole* and *South Pole*.) What end-point on the *globe* does always represent the *North Pole*? (The *upper* one.) What end-point the *South Pole*? (The *lower* one.)

Refer to the picture. Observe the *position* of the axis. It is *not perpendicular*, neither is it *horizontal*, although it is a *straight line*, a *diameter*.

The axis *leans*, as the top does when it begins to spin. The earth *leans all the time*, and in this position rotates, or spins upon its axis. This movement of the earth *upon* its axis is called *Rotation*. What do we mean by *rotation* of the earth? What is meant by axis? What is the position of the axis? — Does it keep or change this position?

Remember, however, that, of course, the earth does not *rest* upon anything. Still, it always keeps its *leaning* position.

Bring out these points well and employ any suitable kind of illustration. A great deal depends upon this lesson being thoroughly and properly explained. — Let the blackboard show the following:



Lesson XIII.

This lesson teaches the *result* of the earth's rotation upon its axis. — Repeat from the preceding lesson what has been learned as to the *position* of the axis.

In this position the earth "*stands before the sun*." Since the earth rotates upon its axis, the sun does *not* shine upon the *same* portion of its surface, but a part of the surface receives the sun-

light, that part which is *before* the sun, whilst the other part which is not reached by the sun's rays is not lighted. *Never* is the whole of the earth's surface lighted at the same time.

The object of the lesson is to teach *what causes daytime and night*.

Make use of the picture, or, better, take an apple and pierce it with a needle or wire, and use as indicated in the picture. If it is not convenient to use a lamp, let some other object represent the *sun*, and stick a *wafer* on the apple to represent a place—*e. g.*, *where* we live on the earth's surface. Hold the needle or wire in leaning position and turn the ball slowly to the right.

Explain: The earth rotates *once* upon its axis in *twenty-four hours*, a *day*. Observe that "*during a portion of each day we* (the wafer) *are BEFORE the sun, so that it shines upon us.*" We then *receive light*.

In turning the ball *we* come into a position where "*the earth is between us and the sun.*" Its light can *not* reach us. We do not receive light from the sun.—Which side of the earth is lighted?—*When* will this same side be dark?

So, then, *part* of the day we receive the sun's light, and *part* of the day we do *not* receive it.

That part of the day in which *we* receive light is called *daytime*.

That part of the day in which *we* do *not* receive light is called *night*.

We now keep in mind that upon the earth's surface there occurs a regular *change of day and night within twenty-four hours*.

What causes this change?

Observe, that, however the ball is held, *always one half is lighted*.

REASON: "The light which goes forth from any bright thing *goes in rays*, which are *straight*. . . . So it is with the earth . . . the other half dark." (Text.)—What part of a *ball* can be lighted by one lamp? How large a part of the *earth* can be lighted by the sun at one time?

FIRST POINT: *Always exactly half* of the ball is lighted. If both the ball and the light of lamp remain motionless, the *same* half is always lighted.

What effect if this were true of the *earth*?

Turn the ball on the axis once; or carry the lamp around the ball once.

SECOND POINT: The *lighted half* is *constantly changing*. Why? Because the earth rotates upon its axis. The rotation of the earth on its axis causes daytime and night. It first brings us around *into* the light of the sun, and then carries us farther around to the opposite side away from it.

Now go a step farther.

- a. Let the axis of the ball be *upright*. — Call attention to the effect as to diffusion of light. Put on a cardboard disc, or day circle, to separate the light and dark halves. You see, the day circle passes over the *poles*. Day and night everywhere alternately.
- b. Let the axis be *horizontal*. Rotate! — The day circle will be *midway between* the poles. The *same* half always lighted.
- c. Let the axis be *oblique*. Rotate! — The day circle will neither cut the poles, nor will it be midway between them. —

We now come to take the *final step* and begin to illustrate the different times of the day.

TEXT: "Parts of the apple . . . into darkness."

Use the day circle and a wafer on a ball or globe. Turn the ball, and just as the wafer comes in range of the light explain that it is *morning*. — We say it is *morning* at any place when the place turns into the sun's light.

Place another wafer back of the first one, an inch or so, and show that while it is *morning* at the first wafer it is still dark where the second is. Turn slowly and show that when the first wafer gets well into light, the second wafer gets to the morning point. — "When we first see the early sun."

Mark! It is *morning* BEFORE the sun appears above the horizon. — The place receives the sun's rays *before* sunrise.

What is meant by *morning*? What do we call *sunrise*?

Which is first?

Try to impress, by repeating the above illustration, that some point or place on the earth's surface is *always* just coming in range of the light. So it is *always morning somewhere*.

By a similar process it may be shown that it is *always noon* somewhere ("when the sun is nearly overhead"), and *always evening* somewhere ("when the sun disappears *below* the horizon").

Mark! *Evening* begins when the sun disappears *below* the horizon, and lasts until we receive no sun's rays any more, when *night* sets in. — When does *daytime* begin? When does *evening* begin? When do we say, it is *night*?

We now further illustrate by removing all the wafers but the first and placing one *directly opposite* to it on the other side of the apple, or ball. Show that when it is morning where indicated by one wafer it is evening where shown by the other. When *noon* with one it is *midnight* with the other. — People on the opposite side of the earth are asleep, and it is night, when *we* are awake, and it is *daytime* with us.

Thus we have learned, "From sunrise to sunset, and from sunset to sunrise, parts of the earth's surface are all the time *coming into light*, and others are *going into darkness*." (Text.) L.

Bedeutende Tonkünstler des 16. Jahrhunderts.

(Skizzen ihres Lebens und Wirkens aus A. W. Ambros, „Geschichte der Musik“, Bd. 3 und 4.)¹⁾

Josquin de Pres.

„Mit Josquin de Pres tritt in der Geschichte der Musik zum erstenmale ein Künstler auf, der vorwaltend den Eindruck des Genialen macht. Von seinem Leben wissen wir bis jetzt so viel, daß er aus dem Hennegau und höchstwahrscheinlich aus Condé (Belgien) stammte und um 1445 geboren sein mag, da wir ihn, nachdem er Vater Oeghem's (eines niederländischen Meisters) Schule verlassen, um 1480 in Florenz schon als berühmten Musiker in der Umgebung Lorenzo Magnifico's finden, nachdem er eine Zeitlang in Rom Mitglied der päpstlichen Kapelle unter Sixtus IV. (1471 bis 1484) gewesen. Was ihn aus dieser sicheren und ehrenvollen Stellung gedrängt, ist nicht ersichtlich. Vielleicht hatte er, wie es das Los des Genies, ehe es siegreich durchdringt, mit Reid und Unterdrückung zu kämpfen. Serafino Aquilas bekanntes Sonett deutet mehr dahin, als, wie man insgemein annimmt, auf den Druck von Sorgen um Geld und Auskommen. In Rom mag er 1473 seine Messe „Hercules dux Ferrarie“ komponiert haben, als in jenem Jahre Pianora von Aragon, als Braut des Herzogs Ercole, vom Kardinal Riario mit glänzenden Festen empfangen wurde, bei denen selbstverständlich in theatralischen Darstellungen und Maskenzügen der mythische Hercules seine Rolle voll schmeichelter Beziehungen auf den fürstlichen Bräutigam spielte. Ercole bestellte bei ihm jenes grandiose fünfstimmige Miserere, welches zu des Meisters besten Arbeiten gehört. Es ist möglich, daß Josquin eine Zeitlang in Ferrara selbst verweilte — es war damals vor allem freilich der militärische Musterstaat Italiens —, aber Ercole war auch ein Kunstmäcen, und auf gute Musik hielt man dort seit Vorfors Zeiten. Der Aufenthalt Josquins bei Lorenzo Magnifico in Florenz, dessen Aron gedenkt, muß in die Zeit zwischen 1484 und 1490 fallen. In Rom und Florenz muß Josquin die bedeutendsten Eindrücke erhalten haben: beide Städte wimmelten von gelehrten, geistvollen, feingebildeten Männern, und die bildende und bauende Kunst trat

1) Da keinem Musikschriftsteller der Neuzeit, außer A. W. Ambros, so viel Gelegenheit geboten wurde, die Werke der alten Meister der Tonkunst in den größten Bibliotheken Deutschlands und Italiens durchzustudiren, wobei ihm seine umfassende wissenschaftliche und musikalische Bildung zu statten kam, so werden die folgenden Skizzen, soweit es angeht, seiner „Geschichte der Musik“, als der bis jetzt zuverlässigsten Quelle, entnommen werden. Wir hoffen damit denjenigen, die nicht imstande sind, sich dieses umfangreiche Werk anzuschaffen, einen Dienst zu erweisen, indem wir so ihre Kenntniß der Geschichte der Musik, insbesondere der kirchlichen Musik, zu erweitern suchen. Selbstverständlich geben wir aus der großen Masse des dargebotenen geschichtlichen Materials nur Auszüge. E. H.

eben in ihre goldene Zeit ein. Schönes und edel Gebildetes umgab ihn, entstand vor seinen Augen. Er selbst konnte sich in dem Kreise, der Lorenzo umgab, frei und behaglich bewegen, an Geist stand er keinem nach (er blickt aus den wenigen gelegentlichen Äußerungen, die uns sein Schüler Coccius bewahrt hat zc.), und selbst die Wahl seiner Devisen verrät eine feine humanistische Bildung, und muß Josquin einmal selbst eine Devise versificieren, so haben seine lateinischen Hexameter und Pentameter meist guten Klang. Josquin verließ endlich Italien — wir begegnen ihm in der Kapelle Ludwigs XII. von Frankreich (1498 bis 1515) wieder. Hier scheint er zum Könige in einem gewissen gemüthlichen, halbvertraulichen Verhältnisse gestanden zu haben. Gelegentlich darf Josquin auch wohl den Geschmack, den der König an einem gemeinen Liede findet, das er zu ganzen Tagen vor sich hinsingt, ironisiren und es zur Parodie eines Kanons benutzen, wobei dem stimmlosen Könige, der durchaus mitsingen will, ein einziger endloser Halbeton zufällt. Dafür stellte er sich gelegentlich am königlichen Geburts- oder Namenstage mit irgend einem musikalischen Kunst- und Rabinettstücke ein, wie sein ‚Vive le roi‘ (Es lebe der König). Wie lange Josquin bei Ludwig XII. weilte, ist nicht nachgewiesen; auffallend ist, daß, als Anna von Bretagne, Ludwigs Gemahlin, starb, nicht er, sondern sein Schüler Mouton die Trauertantate komponierte.“

Über seine letzten Lebensjahre sind die Nachrichten unbestimmt. Er hat sicher nicht mehr in Paris verweilt, als Franz I. die Kapellmeisterstelle dort gründete, weil er bei einer solchen Gelegenheit wegen seiner Weltberühmtheit nicht hintangesezt worden wäre. Ambros meint, daß er, ähnlich wie viele niederländische Meister, eine große Sehnsucht nach seiner Heimat bekommen und darum eine ihm angebotene Stellung in der niederländischen Kapelle Maximilians I. angenommen habe. Hofkapellmeister oder Kompositor dieses Kaisers in Wien ist er nicht gewesen, sonst würden die Archive in Wien und in Innsbruck eine Notiz darüber enthalten. „Josquin starb zu Condé, wo er ein Haus besaß, am 27. August 1521 als Propst des dortigen Domkapitels, wurde im Chor der Kirche begraben und ihm eine versifizierte Grabchrift gesetzt. Da nun Condé in den burgundischen Erbländern Maximilians lag, so kann man unbedenklich annehmen, daß Josquin seine letzte ehrenvolle Stellung dem Kaiser verdankte.“

„Unter den fast zahllosen, zum guten Teile sehr verkehrten Äußerungen über Josquins künstlerischen Charakter trifft Rieseewetter in wenigen Worten zumeist das Rechte. ‚Josquin‘, sagt er, ‚gehört ohne Zweifel unter die größten musikalischen Genies aller Zeiten. Man macht es ihm — und um die Wahrheit zu sagen, nicht ohne Grund — zum Vorwurfe, daß er die musikalischen Witze und Künsteleien auf eine übermäßige Höhe getrieben und durch sein Beispiel in dieser Hinsicht nachteiligen Einfluß auf die Kunst ausgeübt habe; allein es war dies nun einmal die Richtung seiner Zeit. Gewiß ist es, daß jeder seiner Sätze in den künstlichsten wie in den

anspruchlosen Kompositionsgattungen sich durch irgend einen Zug des Genies von den zahllosen Arbeiten seiner Kunstgenossen und Nachahmer unterscheidet.' Aber Riefewetter betont die 'Witze und Künsteleien' doch noch viel zu sehr. . . . Josquins wirkliche Größe und wahre Bedeutung ruht auf den Grundlagen, welche die ewigen Fundamente der Kunst bilden, und im Gesamtanblicke seiner unvergänglichen Werke bilden jene stets betonten Witze und Künsteleien nur ein untergeordnetes Moment. Daß Josquins Beispiel hemmend und entstellend auf die Kunst eingewirkt habe, ist eine unbegründete Meinung — gerade hier vollendete er nur, was er von seinen Vorgängern Okeghem und Hobrecht übernommen —, ja, er klärte es sogar. Er vielmehr ist es gerade, der mit gewaltiger Hand die Bahn, die zu einer maßvolleren Kunstweise führte, durch das dornige Dickicht brach. Seine bedeutenderen Schüler und Nachfolger haben ganz vorzugsweise jene Messen und Motetten ihres Meisters, in denen sich die Umgestaltung (denn so muß man es nennen) vollzieht, zu Vorbildern ihrer eigenen Kunst genommen. Riefewetter zitiert bei der Besprechung Palestrinas einen Ausspruch Burneys über den großen Pränestiner: 'Überall erglüht', sagt Burney von Palestrina, 'das Feuer des Genies trotz der beengenden Schranken des *Ranto fermo*, des Kanons, der Fuge, der Umkehrungen, und was sonst jeden andern, als ihn, zu erkälten und zu versteinern vermöchte.' Ungleich besser würde dieser Ausspruch auf Josquin passen. Bei ihm merkt man das unter dem einengenden Zwange der Kontrapunktik gewaltig arbeitende Feuer des Genius weit stärker als bei Palestrina. . . . Darum haben Josquins Kompositionen etwas gewaltig Anregendes, während jene Palestrinas himmlisch beruhigen. Durch allen einengenden Zwang, den der kirchliche Ritus und die Kunstweise der Zeit unerbittlich auferlegten, spricht bei Josquin ein tief, rein und warm empfindendes, ja, der gewaltigsten leidenschaftlichen Erregungen fähiges Gemüt: Trauer, schmerzliche Klage, herber Zorn, innige Liebe, zartes Mitleid, milde Freundlichkeit, strenger Ernst, mystische Schauer anbetender Andacht, froher Sinn, leichter Scherz. . . . Diesen ungeheuren Schritt, der mit und in Josquin geschieht, hat bisher nur Commer in einer beiläufigen Bemerkung betont. 'Wenn man bedenkt', sagt er, 'daß die Vorbilder, die Josquin hatte, nur solche waren, bei denen die künstliche Zusammenstellung kontrapunktischer Sätze als die Hauptsache galt; wenn man ferner annimmt, daß er namentlich in seinen Motetten die früheren Schranken zerbrach und es versuchte, neben den kontrapunktischen Künsteleien dem Inhalte des Wortes seine volle Bedeutung zu geben, so muß man über seine Leistungen staunen.' Josquin zahlt aber seiner Zeit doch auch ihren Zoll in gelegentlich unterlaufenden trockneren Sätzen, in mageren kanonischen Duos insbesondere; er überhört zuweilen, so fein sein Ohr und so außerordentlich entwickelt sein Sinn für Wohlklang ist, eine herbe Harmoniefolge, weil sie nach der Lehre der Zeit für unanstößig galt, oder einen Leerklang, für den

nach der zeitgemäßen Theorie die ‚Vollkommenheit der Quintenharmonie‘ eintreten muß; — er ladet sich zuweilen einen Zwang auf, dessen Bedingungen er dann doch nur auf Kosten der Schönheit einzuhalten vermag; seine Stimmführung zeigt zwischendurch das Gewaltfame oder Ektige der alten Schule, oder er schafft irgend ein kristallenes Eisblumenstück voll symmetrisch wiederholter Notensfolgen. Josquin hat in sich eine Entwicklung der Kunst erlebt wie vor ihm keiner, wie nach ihm wenige. Manches muß man als Übergangsmomente hinnehmen; es ist erstaunlich und erfreulich, wie er sich von jenen herben Archaismen mehr und mehr bloß durch seine innere geistige Kraft losmacht, und ihm endlich goldreine, schladenlose Werke gelingen, die auf der vollen Sonnenhöhe künstlerischer Vollendung stehen. Dazu hat er in vollem Maße die Eigenheit des Genies, fast über die Schulregel wegzuspringen, oder vielmehr durch die That zu zeigen, die bisherige Regel sei zu enge gefaßt gewesen. ‚Aber dieses hat Herr Josquin nicht beobachtet‘, sagt sein Schüler Adrian Coclicus, nachdem er umständlich einige vor Josquin unverbrüchlich gewesene Regeln auseinandergelegt, Glarean schüttelt mehr als einmal mißmutig den Kopf, wenn eine Komposition seines Josquin in das Fachwerk der Tonarten durchaus nicht passen will, schlimmer noch, wenn sich der gelehrte Gesetzgeber der Kirchentöne zu seinem höchsten Verdrusse übermütig ‚genasführt‘ sieht.“

„Wenn Josquin aber nun strebt, dem Inhalte des Wortes seine volle Bedeutung zu geben“, so geht er hierin noch viel weiter, als daß etwa sein ‚Miserere‘ anders aussieht als sein ‚Cantate Domino canticum novum‘ (Singet dem Herrn ein neues Lied) — er folgt dem Worte auch wohl im Verlaufe einer Motette, und bei eingehaltener Grundstimmung des Ganzen tritt dann das Einzelne in oft sehr verschiedene Beleuchtung. — Jedem gegebenen Thema sofort alle seine Seiten, an denen es gefaßt werden kann, alle gebotenen Möglichkeiten sinnreicher Durchführungen abzusehen, besitzt Josquin einen Scharfblick ohnegleichen — und in diesem Sinne ist der bekannte Ausspruch Luthers sehr treffend: ‚Andere haben thun müssen, wie die Noten wollen, aber Josquin ist ein Meister der Noten, diese müssen thun, wie er will.‘ — Will Josquin innigen Schmerz, zarte Teilnahme ausdrücken, so führt er die Stimmen eigentümlich schön in dreiklangsmäßig sinkenden Terzschriften — es erinnert fast unwillkürlich an die in holdseliger Demut geneigten Häupter, wie sie die damaligen Maler heiligen Frauen und Jünglingen so gerne geben. Und wie nun Josquin tief empfindet, ringt sich aus den sich kreuzenden und fassenden Stimmen der Kontrapunktierung bei ihm zuweilen in reinsten Schönheit die singende Melodie los und tritt als selbständige Herrscherin hervor, wie sonst bei keinem der Vertreter der alten Polyphonie. Hier bekommt er geradezu einen modernen Zug und steht unserer Empfindung näher als selbst Palestrina. Den Anfang des ‚Stabat mater‘ könnte der Sopran allenfalls allein ohne begleitende Stimmen singen: so wundersam schön in sich geschlossen ist die

Melodie, so rein und tief die Empfindung, die sich in ihr ausspricht. Ein anderes Beispiel ist die herrlich ariose Melodie des zweiten Kyrie der Pangelinguameffe. Josquin ist ferner der erste, der den ästhetischen Wert der Dissonanz begreift. Den Schmerzenszug einer vorgehaltenen kleinen Sekunde oder großen Septime wendet er zuerst mit vollem Bewußtsein an. Er, der Vielgewandte, der durch das Dickicht einer „Fuga ad minimam“ leichten Schrittes hindurchgeht, weiß übrigens auch sehr wohl, was die einfachsten Harmoniefolgen wert sind, und wie es wirkt, wenn Dreiklänge in choralartig langsamen Absätzen austönen. Das Incarnatus der Pangelinguameffe bleibt für diese Richtung ein nicht zu überbietendes Beispiel, das kälteste Herz wird nicht umhin können, sich davon wie vom Schauer einer höheren Welt angeweht zu fühlen.“

„Faßt man alle diese Züge zusammen, so begreift man das Entzücken sehr wohl, in welches Josquin schon seine Zeitgenossen versetzte. Der Verstand der Kenner wurde durch seine Kanons und sonstigen Sakkünste völlig befriedigt, aber über all dieses wehte ein Anhauch heraus, dessen Zauber man empfand, ohne ihn erklären zu können — ‚etwas Göttliches und nicht Nachahmliches‘, wie Johannes Otto meint. Bei der allgemeinen Bewunderung, die sich dem Meister zuwendete, ist es natürlich, daß uns von ihm in Abschrift und Druck zahlreichere Kompositionen erhalten sind als von irgend einem Zeitgenossen. Bei alledem kommt seine Fruchtbarkeit mit jener Palestrinas oder gar der wahrhaft enormen Orlando di Lassos nicht in Vergleich — und Glareans Angabe wird ganz glaublich, daß er Kompositionen jahrelang zurückhielt, von seinem Sängerkhor probieren ließ, dabei die strengste Selbstkritik übte, änderte, besserte, ehe er ein neues Werk der Welt übergab.“

Von Josquins Messen sind 19 im Druck erschienen. 17 dieser Messen wurden von Ottavio Petrucci, dem Erfinder des Notendrucks mit beweglichen Typen, in drei Büchern 1502, 1503 und 1516 herausgegeben. Einige dieser Messen wurden in die Nürnberger Messensammlungen von Petrejus und Montanus und Neubert aufgenommen, dazu die beiden von Petrucci nicht in seine Sammlungen aufgenommenen Messen „Pange lingua“ und „Da pacem“, welche zu den besten Werken Josquins gehören. Von dem „Incarnatus“ in der Messe „Da pacem“ urteilt Ambros, daß es sich zu einer Größe erhebe, die kein Meister alter oder neuer Zeit, heiße er wie er wolle, überboten habe. „Die kühnsten, gewaltigsten Harmoniefolgen brechen wie Sonnenblitze eine nach der andern hervor, die Schauer einer unbekannten Geisterwelt wehen darin.“ Es würde zu weit führen, alle die Schönheiten dieser beiden Meisterwerke hervorzuheben und zu beleuchten, wie es von Ambros geschieht.

„Die Motetten Josquins bilden wiederum für sich eine ganze Welt von Kunst, Geist und Schönheit. Die cyklischen Malereien der alten Florentiner oder Sienenser Meister von evangelischen Erzählungen oder Legenden in einer Reihe von Wandbildern mögen an die Mannigfaltigkeit der Mo-

tetten mit ihrem wechselnden, oft fast an Dramatisches streifenden und doch so gottesdienstlich solennen Ausdruck erinnern.“ — „Höchst bemerkenswert bleibt bei Josquins sechsstimmigen Motetten, daß und wie er der größeren Stimmenzahl schon ganz andere Vorteile abzugewinnen weiß, als nur den Vorteil eines reicheren Klangs und einer reicheren Entwicklung der Kontrapunktik. Er malt schon mit kontrastierenden hellen und dumpfen, volltönigen und durchsichtigen Mischungen der Stimmen, in Licht, Hellbunkel und Schatten, und giebt so dem Ganzen Haltung, Gesamteffekt, überschauliches Vor- und Zurücktreten der einzelnen Tongruppen. — Die vierstimmigen Motetten des Meisters zeigen die Entwicklung eines reichen geistigen Lebens, und wenn eine chronologische Bestimmung ihrer Entstehung selbst auch nur annäherungsweise unmöglich bleibt, so kann man doch die älteren noch vielfach befangenen Arbeiten von den schön entwickelten späteren deutlich genug unterscheiden. — Unter den fünfstimmigen Motetten steht nebst den noch zu erwähnenden Psalmen das herrliche ‚Stabat mater‘ und das große ‚Miserere‘ (der 51. Psalm) obenan.“ — Aus den von Josquin komponierten zahlreichen Bibel- und Evangelienfragmenten ist die Einleitung des Johannes-evangeliums: „In principio erat Verbum“ (Im Anfang war das Wort) bis einschließlich zum 14. Vers als trefflich hervorzuheben; „die hochfeierlich behandelten Worte: ‚Et Verbum caro factum est‘ (Und das Wort ward Fleisch) erinnern ganz unmittelbar an die schönsten ‚Incarnatus‘ aus des Meisters Messen“. — „Ungleich größer ist noch die Zahl der von Josquin komponierten Psalmen. Die Perle unter diesen bleibt wohl der Bußpsalm (Ps. 51). Schmerz, Reue, Zerknirschung sind hier mit ergreifender Kraft gemalt.“

„Die weltlichen Chansons (Lieder) Josquins, neben dem hohen Ernst seiner Motetten leichter und spielender trotz Kontrapunkt und Kanons, gehören sehr wesentlich mit dazu, sein wunderbares Talent von allen Seiten und vollständig kennen zu lernen. In Petruccis Drucken sind zum Teile nur seine ‚raren Kunststücke‘ auf diesem Gebiete vertreten, kuriosa für kontrapunktische Museen, unerquicklich und trocken, aber zum Glück sehr kurz. — Statt des streng zusammengefaßten, gleichsam kondensierten kontrapunktischen Gefüges der älteren bewegen sich in den späteren Chansons die Stimmen in heiterer Freiheit; sie werfen einander die Nachahmungen spielend wie Fanglebälle zu. Gehen ihrer zwei als Nachahmungskanon durchs Tonstück, so scheinen sie nicht mehr dem Zwange eines strengen Gesetzes zu gehorchen; es sieht aus, als sei es hier eben das einfach Selbstverständliche. Dabei haben sie einen gewissen Zug französischen Wesens in seiner liebenswürdigsten Richtung.“

„Überblickt man das reiche Wirken des Meisters, so läßt sich alles in allem vielleicht so zusammenfassen: Josquin war in den Traditionen der Oeghem'schen Schule erzogen, und weit entfernt, etwa sofort als Reformator gegen sie aufzutreten, suchte er ihnen die möglichst sinnreiche und geistreiche

Gestaltung zu geben, oder sie auf die höchste Spitze der Möglichkeit emporzutreiben. Aber mitten in dieser Arbeit wurde Josquin allmählich zum Reformator. Die Musik hatte in der Oeghem'schen Schule meist eine gewisse Neigung, ins Überkünstliche, Verwickelte, Spitzfindige und seltsam Phantastische hineinzugeraten. Wo sich hingegen gelegentlich, um den Hörer doch einmal ausruhen zu lassen, die Notwendigkeit, einfach, klar und ruhig zu schreiben, fühlbar machte, fiel die Musik hinwiederum oft ins Ärmliche, Kahle oder Schwerfällige. Josquin (und nicht er allein, aber er am deutlichsten und entschiedensten) bildete nun gerade aus diesen Elementen einen Stil heraus, der in der folgenden Generation den älteren so gut wie ganz verdrängte. Dieser Stil gestaltete sich reich, energisch, alle Einzelheiten individuell belebend, aber ohne phantastisch, spitzfindig oder überladen zu werden, da vielmehr Maß und lichtvolle Klarheit diesen festen musikalischen Gestaltungen etwas eigentümlich Edles und Bedeutendes gab. Das alles wirkte aber auch auf die Notierungsweise nicht wenig ein: alla breve und $\frac{3}{4}$ werden die vorherrschenden Gattungen des Taktes, von den verwickelteren Zahlenproportionen wird kein Gebrauch gemacht. — Prüft man die Kompositionen der Schüler Josquins, eines Mouton, Richafort, Gombert u. a., so bleibt kein Zweifel, daß Josquin sie gerade zu dieser Kunstweise anleitete, deren Wert und Bedeutung er einsah, und von welcher er wußte, um welchen Preis er sie selbst errungen. Dabei verschwanden dann oder wurden doch auf ein sehr bestimmtes Maß beschränkt die Devisen, die Rätsel, die Häßeleien der Fugen ad minimam (mit Verkleinerung), die kleinen Motivschnitzeleien, und umgekehrt die zentnerschweren Canti fermi mitten im Gedränge kontrapunktischer Gegenstimmen, da vielmehr der gemischte Kontrapunkt, wo der Tenor nicht mehr zu sagen hat als jede andere Stimme, zum vorwiegenden Gebrauche kam. Das unruhig Phantastische wich dem edel Phantasievollen; was an stachelndem Reize verloren ging, wurde an reinem Kunsteindruck gewonnen. Man hat dieses Verdienst Josquins nicht oder kaum betont, und doch ist es wahrlich nicht sein kleinstes.“ (M. W. Ambros, Geschichte der Musik, Bd. 3, S. 203—237.)

Reden und Schweigen.¹⁾

(Ansprache zur Kreislehrerkonferenz über Spr. 3, 1. 7. von G. Schmidt, Pfarrer und Kreisschulinspektor in Kreuzburg, Ostpreußen.)

Reden und Schweigen, welche Gegensätze, und doch sind beide so hochwichtige Dinge! Welches ist wichtiger? Der Volksmund sagt: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold!“ und jener weise Grieche sprach: „Geredet zu haben hat mich schon oftmals gereut, aber geschwiegen zu haben noch nie-

1) Aus dem „Brandenburger Schulblatt“.

mals!“ Aber die Rede gerade ist dem Menschen gegeben und nur ihm von allen Geschöpfen allein. In seiner Rede wird sein Geist offenbar! „Rede, damit ich dich sehe“ — sagt man darum. Und doch sind der Sünden, die mit der Zunge begangen werden, so viele, daß der Apostel Jakobus die Zunge ein „unruhiges Übel nennt voll tödlichen Giftes, eine Welt voll Ungerechtigkeit, ein kleines Feuer, das einen ganzen Wald entzündet“. Flüche, falsche Eide und Lästerung, Lüge und Verleumdung gehen aus dem Munde, Rede der Verführung und des Verderbens der Seele, unbedachte Worte, die so oft verletzen, ohne daß der es gewollt hat, der sie aussprach. Und wie ernst mahnt uns des Heilands Warnung, daß wir Rechenschaft geben sollen auch von jedem unnützen Wort, das wir geredet haben! Das fährt uns wie ein Schwert in das Gewissen!

Hat also vielleicht der katholische Orden der Trappisten recht, welcher der Rede völlig entsagt, um vor Zungensünden bewahrt zu bleiben? Nur wenige Worte werden täglich von einem Mitgliede in ihrem Kloster ausgesprochen: „Gedenke, daß du sterben mußt!“ Ist das nachahmenswert? Mit nichten! Denn durch des Menschen Rede kommt auch den andern Lehre, Vermahnung, Erquickung, Trost und Segen. Durch sie lassen wir Gebet und Danksgiving vor Gott kund werden. Ja, des Menschen Mund wird sogar gewürdigt, Gottes Wort zu sagen! Der Mensch soll und muß reden, namentlich dann, wenn es gilt, Zeugnis abzulegen. Dann wäre es geradezu Sünde zu schweigen! Ein stummer Mensch ist traurig daran! Und welche Macht, durchs Wort auf andere zu wirken, hat Gott dem Menschen verliehen! Aber er muß auch schweigen können zu seiner Zeit.

Danach hat sich auch der Heiland gehalten in seinem Erdenleben. Wie viel köstliche und holdselige Worte hat sein Mund geredet! Die Dichter und Denker aller Völker haben mancherlei gesagt, das wert ist, beachtet und beherzigt zu werden. Aber was sind zuletzt alle ihre Worte, wenn es gilt, einen Blick in die Welt zu thun, die hinter dem Grabe liegt, oder wenn eine mühselige und beladene Menschenseele Trost und Erquickung sucht? Dann läßt uns alles andere im Stich und versagt die Wirkung. Jesu Worte sind sprudelnde Wasserquellen, die den Durst der Seele löschen! Aber er hat auch geschwiegen, wenn es nötig war. Zu Herodes sprach er kein Wort; zu den Anklagen der falschen Zeugen schwieg er; dem Pilatus stand er wohl eine Weile Rede, dann aber antwortete er auch dem nicht mehr.

Aber wir sind ja hier eine versammelte Schar von Lehrern. Wir wollen uns daher nicht auf allgemeine Betrachtungen des Menschenlebens beschränken, sondern vor allem in die Schule einkehren!

Freilich steht auch der Lehrer im gewöhnlichen Leben wie jeder andere Mensch da, ja, er steht in seiner Schulgemeinde auf erhöhtem Posten. Alle sehen auf ihn und haben acht auf seine Rede wie auf seinen Wandel! Wie mancher hat sich schon im Verkehr mit seinen Gemeindegliedern durch ein unbedachtes Wort in Erregung seines Gemüths viel bittere Stunden bereitet,

die er sich erspart hätte, wenn er zur rechten Zeit zu schweigen gewußt hätte! Wie mancher hat böse Nachrede weiter getragen, die ohne Beweis da stand, und sich dadurch viel Leid erweckt! Und im Wortgezänk, das sich so oft im Leben erhebt, gilt es gewiß: „Der Klügste schweigt stille!“ Aber der Zähjornige ist wie der Narr, von dem die Schrift sagt: „Er kann nicht schweigen!“ Schlimmeres will ich hier gar nicht berühren! Sie wissen, daß es noch viel Schlimmeres giebt. Aber nun in der Schule! Ohne Rede ist unsere Arbeit dort gar nicht denkbar! Die Rede ist unser Schwert und Schild! Leidet der Lehrer an den Sprachorganen, so ist er ausgespannt!

Was aber geredet wird, und wie es geschieht, und wann es zu schweigen gilt, darauf kommt es an!

So viel ist wohl jedem Kundigen bekannt, daß manche Lehrer viel zu viel selbst reden und die Kinder zu wenig zu Worte kommen lassen.

Die Kinder sollen in der Schule in erster Linie schweigen lernen! Keinerlei Schwachen oder Flüstern oder Störung darf geduldet werden. In dem Lehren des Schweigens und Stilleseins liegt die Disziplin. Aber das Kind soll auch reden lernen. Das ist eine Hauptaufgabe des Unterrichts, daß er den Geist wecke, wie der Stahl den Funken aus dem Steine lodt, und ihn bilde, wie der Künstler aus rohem Marmor edle Gestalten formt. Der Lehrer muß das Kind reizen und veranlassen, in eigener Rede seine Gedanken zu offenbaren, oder das Gehörte wiederzugeben und zusammenzufassen. Wenn die Schüler dies vermögen, nicht in auswendiggelernten und verständnislos nachgesprochenen Worten, sondern aus dem eigenen inneren Gewinn und Erwerb, den der Unterricht gewirkt hat, dann tritt die Arbeit des Lehrers in das hellste Licht! Und dabei soll der Lehrer schweigen können; er soll dem Kinde nicht sofort helfend in die Rede fallen, wenn es nicht weiter kann, sondern ihm höchstens durch passende Fragen auf den Weg helfen.

Auch bei Ermahnungen können viele Worte gespart werden. Lange Ermahnungen an Kinder bleiben ohne Wirkung, verfehlen also ihren Zweck! Ein kurzes anfassendes Wort schlägt seinen Haken in die Seele des Kindes. Und oft thut ein Blick unter Schweigen noch mehr, namentlich wenn es sich um das Vergehen eines Kindes handelt, das sich sonst solgiam erweist. Dann muß man aber freilich sein Auge zu gebrauchen wissen! Der Heiland sah Petrum nur an, ohne ein Wort zu sagen — und Petrus ging hinaus und weinte bitterlich!

Wie viel verletzende Rede ertönt in der Schule, die durchaus unterbleiben müßte! Eltern oder Geschwister eines Kindes werden angegriffen, oder das Kind muß Worte hören, die es tief kränken und verletzen, Schimpfwörter, die seine Ehre kränken. Das Kind aber hat auch eine Ehre, die wir zu schonen verpflichtet sind. Überdies sind Schimpfwörter eines gebildeten Mannes unwürdig. Die barmherzige Liebe des Heilandes zeigt uns in der Art, wie er mit den Sündern umging, ein gar anderes Bild. So ein böses

Wort, in die Seele des Kindes gesenkt, kann wie ein Gift wirken und wird nie wieder vergeffen. Aber ein gutes Wort, unter vier Augen geredet zu seiner Zeit, kann ein Samenkorn des Segens werden für Zeit und Ewigkeit.

Tauchen Sie Ihren Geist in die Vergangenheit, und lassen Sie in Ihrer Erinnerung die Tage Ihrer Schulzeit an sich vorübergehen! Hat nicht manchmal ein Lehrer Sie besonders genommen in besonders gefährvoller Zeit und ein gutes Wort zu Ihnen gesagt, das haften blieb? Und mancher hat vielleicht heute noch ein verlegendes Wort im Gedächtnis, das ihm einst in der Schule gesagt wurde, und so oft er daran denkt, regt sich ein Gefühl der Erbitterung in seiner Seele! Und Sie älteren Kollegen, hat nicht schon mancher Schüler im späteren Leben, wenn er reifer nachdachte, Ihnen mit Dankeswort die Hand gedrückt für Worte, die eine herzliche Teilnahme an dem Wohl der Seele des Kindes bekundeten?

Und nun, wie geredet wird; das ist auch von Bedeutung.

Sehr oft sprechen Lehrer, namentlich jüngere, viel zu laut und strengen ihre Sprachorgane unnütherweise an. Die Hälfte des Kraftaufwandes würde ausreichen, und der Erfolg würde dadurch sicherer erreicht werden! Die laute Rede des Lehrers verführt so leicht die Kinder zur Unruhe und erschwert die Disziplin.

Die gemäßigte Rede darf aber nicht matt und schläfrig klingen, sondern frisch und freudig soll ihr Ton sein, sonst schlafen die Kinder ein und werden träge.

Die Form der Frage bildet ein besonderes Kapitel. Ich kann das natürlich hier nicht ausführen, sondern nur andeuten! Wie viele Fehler werden hierin gemacht, und wie lange dauert es, bis sie überwunden werden! Man darf es mit vollem Rechte aussprechen: Willst du ein rechter Lehrer werden, so lerne recht und richtig fragen!

Wie nötig ist es auch, auf die Rede der Kinder acht zu haben außerhalb der Schulstunden, wenn sie spielen und miteinander umgehen! Was für häßliche und unsaubere Worte treffen da oft des Lehrers Ohr, wenn die Kinder nicht merken, daß er sie hört! Welche Macht hat oft die Lüge schon über kindliche Gemüter gewonnen! Da gilt es, kräftig einzusetzen in der Arbeit an den Herzen der Kinder mit heilsamer Rede, um sie zu reinigen von aller Unsauberkeit und Bosheit, dem Worte des Herrn gehorsam: „Weiset das Werk meiner Hände zu mir!“

„Aus deinen Worten wirst du gerechtfertiget werden und aus deinem Munde wirst du verdammmt werden.“ Nur „wer in keinem Worte fehlet, der ist ein vollkommener Mann“!

In unsern Tagen nennt sich die Presse eine Großmacht, und sie ist es auch. Sie ist es nur durch das Wort, welches sie verbreitet! Durch das Wort wirkt der Geist auf den Geist. So hat aber die Schule schon lange zuvor gearbeitet, ehe die Presse eine Großmacht wurde!

Es macht sich in der Gegenwart eine Überschätzung einerseits des Geldes, andererseits der materiellen Arbeit, die mit den Händen verrichtet wird, bemerklich. Darin wird die materialistische Richtung des Zeitgeistes offenbar. Die Wertschätzung dessen, was ein Mensch innerlich ist und dadurch giebt und leistet, und die Achtung vor der Geistesarbeit, welche auf das sittlich-religiöse Leben wirkt, ist in den Schatten gestellt!

Aber zuletzt liegen die bestimmenden Mächte für das Leben eines Volkes wie des einzelnen Menschen doch nicht im Gelde, auch nicht in der materiellen Arbeit, sondern in den Wirkungen des Geistes auf den Geist, welche das innere Leben leiten und ihm die Richtung geben. Diese Wirkungen kann man nicht nach Metern messen, auch nicht nach Kilogrammen wiegen, und doch sind sie vorhanden. Es sind unwägbare Dinge, aber von entscheidender Bedeutung, die zuletzt für die Gegenwart und für die Zukunft eines Volkes den Ausschlag geben!

Darum wollen wir uns den Wert und die Würde unsers Standes, die im Worte liegen, nicht rauben lassen! Wir wollen aber auch immer besser lernen, das Wort mit rechter Weisheit zu gebrauchen, und auch schweigen lernen, wo es not thut, damit wir, es sei durch Reden zu seiner Zeit oder durch Schweigen zu seiner Zeit, vor Gott und den Menschen gerechtfertigt dastehen mögen! Das walte Gott!

Altes und Neues.

Inland.

Ein geschichtliches Museum in Germantown. In dieser alten deutschen Ansiedlung, die jetzt einen Teil (eine „Ward“) der Stadt Philadelphia bildet, hat sich jüngst eine historische Gesellschaft unter dem Namen „Site and Relic Society“ gebildet, die es sich zur Aufgabe stellt, die vielen historischen Stätten daselbst zu kennzeichnen und sonstige Erinnerungen an die Vergangenheit zu erhalten, bezw. zu sammeln und in einem eigenen Museum unterzubringen. Für letzteren Zweck hat die Gesellschaft das alte Concord-Schulhaus, mit dessen Bau noch zu Pastorius' Zeiten begonnen wurde, erworben, und an Washingtons diesmaligem Geburtstag ist dieses Museum eröffnet worden. — Sollte man es glauben, daß es in Germantown einen erbangesessenen „Kasser“ giebt, der dem löblichen Unternehmen feindlich entgegentritt? Er hat der genannten Gesellschaft auf ihr Ersuchen, eine Gedenktafel an seinem Hause anbringen zu dürfen, welche die Nachwelt daran erinnere, wie tapfer in der Schlacht bei Germantown dieses Gebäude von den Kontinentalen unter Washington verteidigt wurde, geantwortet, daß er sein Haus nicht durch eine solche Tafel verhunzen lasse. Aber zum Glück ist er eine Ausnahme.

Unsere Schulen. Nach dem Bericht des Bundeskommissärs für Unterricht haben im letzten Fiskaljahr 15,925,387 Jünglinge, 20 Prozent der Gesamtbevölkerung, die öffentlichen Schulen in den Vereinigten Staaten besucht, mit einem täglichen Durchschnittsbesuch von 10,999,273, 69 Prozent der Gesamtschülerzahl. Der Durch-

schnittsgehalt betrug für Lehrer \$49 und für Lehrerinnen \$40 per Monat. Von dem 439,576 Personen starken Lehrpersonal waren nur 144,392, nicht ganz 28 Prozent, männlichen Geschlechts. Hierzu kommen noch die Schüler in den Privatschulen mit 1,103,911 Zöglingen, 168,676 Universitäts- und College-Besucher und 620,840 Besucher von Schulen, wie Abendschulen, Handelsschulen etc., so daß die Zahl der Schüler in den Vereinigten Staaten auf 18,080,840 zu stehen kommt. Davon entfallen für das Jahr 1902 auf Sekundärschulen 734,760 Zöglinge, gegen 367,003 Zöglinge im Jahre 1890. Davon entfielen 168,636 auf Privatinstitute, während 75 Prozent dieser Zahl die Hochschulen frequentierten. Der Gesamtwert des Schuleigentums der Vereinigten Staaten beträgt \$125,000,000, der von Privatschulen etwa \$65,000,000. Die Hälfte der Privatschulen steht unter der Kontrolle von religiösen Verbänden. Die Gesamtzahl der Universitäten, Colleges und technischen Schulen betrug 638, von denen 131 nur Frauen offen stehen; 134 lassen Frauen nur in den untersten Klassen zu und 330 sind simultanen Charakters. Von den 43 technischen Schulen stehen 27 für weibliche Zöglinge offen.

Pensionsgesetze für Lehrer. Von den Vereinigten Staaten haben nur fünf, und zwar California, Illinois, Maryland, New Jersey und Ohio, Lehrer-Pensionsgesetze für den ganzen Staat. Doch haben verschiedene Staaten Lehrerpensionsgesetze für einzelne Städte. So werden in New York, Buffalo, St. Louis, Detroit, Charleston und Providence die städtischen Lehrer pensioniert.

Der Schulsuperintendent Raywell von Groß-New York, der tüdtische Feind des Deutschen, ist vom Schulrat auf längere Zeit wiedergewählt. Wie verhält sich nun dazu der Mayor McClellan, der sich vor der Wahl so kräftig fürs Deutsche aussprach? Diese Frage wird von der „New York-Staatszeitung“, die während jenes Wahlkampfes eine bittere Feindin McClellans war, im wesentlichen so beantwortet: „Es ist leider Thatsache, daß der Mayor den Schulrat nicht beeinflussen kann. Mayor McClellan hat in deutlicher Weise zu verstehen gegeben, daß er die Beibehaltung des Unterrichts in fremden Sprachen für notwendig hält und wünscht. Auch er kann den Schulrat nicht verhindern, die Abschaffung vorzunehmen, aber sein Einfluß wird sich immerhin fühlbar machen. Nach seinen bisherigen Äußerungen zu urteilen, befißt der Mayor Verständnis für die Fragen, die gegenwärtig den Gegenstand des Streites bilden, und geht mit Ruhe und gesundem Menschenverstand an sie heran. Das wird noch mehr als seine Stellung geeignet sein, ihm Gehör zu verschaffen. Deshalb betrachten wir die Wiedererwählung Raywells nur als einen Aufschub der unserer Ansicht nach nötigen Reformen im Schulwesen und bezweifeln nicht einen Augenblick, daß sie sich schließlich Bahn brechen werden.“

Staatschulen in New York. Aus den dem Staatsdepartement des Staates New York für öffentlichen Unterricht amtlich erstatteten Berichten für das Jahr 1903 geht hervor, daß im ganzen \$41,418,096 verausgabt wurden, eine Zunahme im Vergleich zum Vorjahre von \$4,049,078. An Lehrergehältern wurden \$23,917,167 bezahlt. Die Durchschnittshöhe der Lehrergehälter war \$345 per Jahr in den ländlichen Schuldistrikten und \$992 in städtischen Schuldistrikten. Die Ausgaben für Schulbibliotheken betrugen \$58,295 im ganzen Staat. Die Ausgaben für Schulapparate betrugen \$1,194,978, eine Zunahme von \$182,300 im Vergleich zum Vorjahre. Die größte Zunahme der Ausgaben war verursacht durch Errichtung neuer Schulgebäude, Ankauf von Bauplätzen, Mobiliar, durch Reparaturen etc. Der Aufwand für diesen Zweck betrug \$9,911,923, eine Zunahme von \$1,182,241 im Vergleich zum Vorjahre. In den öffentlichen Schulen des Staates waren im ganzen 34,435 Lehrer angestellt, gegen 33,390 im Vorjahre. Der Wert des Schuleigentums im Staate ist während des Jahres um 7,460,768 gestiegen und beträgt jetzt

\$99,668,241. Die Zahl der registrierten Kinder im schulpflichtigen Alter war, nach Ausweis des Zensus, in den Landdistrikten 476,329, in den Städten 1,264,431, oder zusammen im ganzen Staat 1,740,760, eine Zunahme von 110,058 im Staate als Ganzes, aber eine Abnahme in den Landdistrikten von 7447, während sich in den Städten eine Zunahme von 117,505 ergeben hat. Die Zahl der die Schulen besuchenden Kinder zeigte einen größeren Prozentsatz als im vorhergehenden Jahre, was in großer Ausdehnung der Durchführung des Schulzwangsgesetzes zuzuschreiben war. Der durchschnittliche tägliche Schulbesuch in den Landdistrikten stellte sich auf 297,480 Kinder, eine Abnahme von 2191 gegen das Vorjahr; in den Städten auf durchschnittlich 630,855 Kinder per Tag, eine Zunahme von 22,125 im Vergleich zum Vorjahr. Durchschnittlich wurden die Schulen in den Landdistrikten von jedem Kinde 125 Tage im Jahre besucht, gegen 123 im Vorjahr; in Städten von jedem Kinde an 147 Tagen, gegen 134 im Vorjahr; die Durchschnittszahl des täglichen Besuchs per Kind war 139, gegen 133 im Vorjahr.

„Freie Schulbücher“ und deutscher Unterricht. Unter „freien Schulbüchern“ versteht man solche, welche allen Schülern in öffentlichen Schulen, und nicht nur den ärmeren, auf öffentliche Kosten geliefert werden. Ein begeisterter Befürworter der freien Schulbücher war der deutsche Präsident des St. Louiser Schulrats, Herr „John“ Schrörs; und auch die freie Lieferung des Schreibbedarfs an alle Schüler befürwortete und erwirkte er. Doch in der neuesten Sitzung des St. Louiser Schulrats gab Präsident Schrörs die freimütige Erklärung ab: Solange die Schüler diese Dinge beim Hauptlehrer ihrer Schule kauften, waren sie nicht zur Verschwendung derselben geneigt. Seit der Einführung der freien Textbücher und Materialien sind für letztere allein \$10,852.50 mehr verausgabt worden als in denselben fünf Monaten des Vorjahres. Während im Jahre 1902 Textbücher zum Betrage von \$25,726.11 verbraucht wurden, belaufen sich die Ausgaben für solche im Jahre 1903 auf \$48,433.70, ein Unterschied von \$22,707.59. Anstatt den Kindern Anleitung zur Sparsamkeit zu geben, verleiten die Freilieferungen sie zur Verschwendung. Es wird gerade das Gegenteil von dem erzielt, was man von dem System erwartete. Falls die Unkosten nicht beschränkt werden, dürfte sich der Schulrat gezwungen sehen, das System freier Textbücher und Materialien wieder aufzugeben. So denkt und spricht Herr Schrörs jetzt, infolge der von ihm gemachten Erfahrungen. Diese gesteigerten Schulausgaben sind jedenfalls ein „gefundenes Fressen“ für die St. Louiser Feinde des deutschen Unterrichts, die immer den „Kostenpunkt“ zum Vorwande nehmen und auf diesen Vorwand hin vor Jahren in der einst von den Deutschen so wohlthätig beeinflussten Stadt St. Louis die Abschaffung des deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen durchsetzten. Je größer aber die sonstigen Ausgaben für diese Schulen werden, desto schwieriger und aussichtsloser wird jeder Versuch zur Wiedereinführung dieses Unterrichts sein. Es ist aber klar, daß deutscher Unterricht einen viel größeren Segen für eine öffentliche Schule bildet als die unentgeltliche Lieferung der Schulbücher und des Schreibbedarfs auch an bemittelte Schüler.

Unterricht in deutscher Sprache und Literatur blüht auch an der Staatsuniversität zu Columbia, Mo. Ein Deutscher, der sich dort kürzlich umsah, meldet darüber: „In dieser Staatsuniversität hörte ich zu meiner höchsten Überraschung alle Augenblicke Deutsch sprechen von den Studenten der höheren Klassen, die jetzt sogar einen starken deutschen Club haben, wo nichts als Deutsch gesprochen wird.“

Eine Gefahr für den deutschen Unterricht in Ohio. Infolge der obergerichtlichen Entscheidung, daß die jetzt bestehenden Schulgesetze Ohios unkonstitutionell sind, weil sie des einheitlichen Charakters, wie ihn die Staatsverfassung vorschreibt, entbehren, muß ein neuer Schulkodex geschaffen werden. Betreffs der Form, welche

diesem zu geben ist, sind zwei Richtungen wahrnehmbar. Die eine befürwortet Schulbehörden, die aus einer beschränkten Anzahl Mitgliedern, höchstens sechs, bestehen, während die andere Richtung das in Cincinnati übliche System befürwortet, wonach jede Ward (durch Volkswahl) einen Vertreter zur Schulbehörde entsendet. An der Spitze der ersteren Richtung steht die Großstadt Cleveland, und der Grund ist deutlich zu erkennen. Solange in Cleveland das nämliche System wie in Cincinnati herrschte, stand der deutsche Unterricht in den dortigen Schulen ungefähr auf derselben Höhe wie in Cincinnati. Den Knowthings war das ein Greuel. Sie versuchten auf jede mögliche Weise, den deutschen Unterricht zu verkürzen, und da sie fanden, daß das unter dem System der Erwählung der Schulratsmitglieder nach Wards nicht möglich war, weil es den Deutschen eine starke Vertretung in der Schulbehörde sicherte, veranlaßten sie die Staatsgesetzgebung, ein Gesetz anzunehmen, welches die Erwählung einer beschränkten Anzahl Schulratsmitglieder durch die ganze Stadt vorsah. Damit war der Einfluß der Deutschen gebrochen, und es dauerte kein Jahr, da war in Cleveland der deutsche Unterricht auf ein Minimum herabgesetzt. Wird jetzt dort das Ward-System wieder eingeführt, so würde der deutsche Unterricht wieder seinen Einzug in Cleveland halten. Das ist der Grund, weswegen die amerikanischen Knowthings und die dort so zahlreichen Tschechen, die geschworenen Feinde des Deutschtums, alles aufbieten, um die Wiedereinführung des Ward-Systems in Cleveland zu verhindern. Sie werden darin von allen Ortschaften unterstützt, woselbst ebenfalls der Knowthingismus vorherrscht. — Die Deutschen von Ohio können diesen Widerstand besiegen, wenn sie im ganzen Staate gemeinsame Sache machen. Bei dem starken numerischen Gewicht, das sie besitzen, wird die Staatsgesetzgebung sich ihnen fügen, denn noch spielt das deutsche Votum eine zu bedeutende Rolle in Ohio, als daß die Politiker es wagen könnten, ihm sich feindlich entgegenzustellen. Allein die Deutschen müssen ihren Einfluß fühlbar machen. Sie müssen den Beweis liefern, daß sie auf die Beibehaltung des deutschen Unterrichts Wert legen. Leider ist bis jetzt darin nichts geschehen. Während die Deutschfeinde alle Hebel in Bewegung setzen, um ihren Plan durchzusetzen, verhalten die Deutschen sich passiv, so daß die Staatsgesetzgeber den Glauben hegen müssen, den Deutschen sei es gleichgültig, wie das Gesetz lautet. Doch ist es noch Zeit, in der Sache etwas zu thun. Wenn die deutschen Vereine von Cincinnati die Initiative ergreifen und alle deutschen Vereine des Staates zu einer Massendemonstration veranlassen und durch Delegationen und Bittschriften die Staatsgesetzgebung in Kenntnis setzen, daß sie die Wardvertretung fordern, dann steht ihr Erfolg außer allem Zweifel. Geschieht das nicht, so wird das Deutschtum von Ohio es sich selber zuzuschreiben haben, wenn seine Sprache aus den öffentlichen Schulen von Ohio verbannt wird. Es wäre nicht bloß eine Schmach für die Deutschen von Ohio, im Kampf mit dem Clevelander Tschechentum zu unterliegen, sondern es wäre auch ein großer kultureller Verlust für den ganzen Staat. (Cincinnati Vksbl.)

Die katholischen Indianerschulen, die früher als vorzügliche Mittel zur Zähmung von Indianern vom Bunde unterstützt wurden, sehen sich, seit ihnen diese Unterstützung entzogen ist, hauptsächlich auf Hilfe seitens katholischer Gemeinden dieses Landes angewiesen. Derartige Einnahmen für die katholischen Indianermissionen betrugen im verflossenen Jahre \$32,434.41 oder \$2241.55 weniger als im vorhergehenden. Dazu meint das katholische deutsche Blatt zu Dubuque in Iowa: „In Anbetracht der Zahl der Katholiken der Vereinigten Staaten und ihrer mehr oder weniger günstigen Finanzverhältnisse kann es nicht geleugnet werden, daß die Summe von \$30,000 durchaus nicht genügend ist, sondern daß mehr für diese wichtige Angelegenheit gethan werden sollte.“

Ausland.

Ein elektrisch betriebenes Orgelwerk. In der vor einigen Wochen eingeweihten neuen Heidelberger Stadthalle befindet sich ein Orgelwerk, das 4 Manuale und 64 klingende Register hat und über seinen Bestimmungsort hinaus Interesse verdient. Diese Orgel ist die größte in Baden und zugleich ist sie unsers Wissens die erste in Deutschland, bei deren Bau der Versuch unternommen wurde, die Elektrizität in ausgedehntem Maße für ein Orgelwerk anzuwenden. Der Spieltisch ist bis zu 30 Metern vom Pfeifenwerk entfernbar und mit ihm durch Luftschlauch und elektrisches Kabel (worin etwa 700 feine Drähte sind) verbunden. So vermag der Spieler den Klang sicher zu beurteilen und präzise mit Chor oder Orchester zusammenzuwirken. Professor Walfrum benutzte die Orgel kürzlich für ein Konzert des Bach-Vereins, worin als Hauptwerke Kompositionen mit Orchester von Händel und Mozart, dann die Bach-Fuge Liszts und Choralvorspiele von Bach und Brahms erklangen; in allen Stücken war eine hervorragende Schönheit der einzelnen Orgelstimmen und ihrer Verbindungen zu bemerken. Die elektrische Übertragung funktionierte vorzüglich; der Ton sprach sofort und bestimmt an. Neu sind auch die vollständigen Salomonanlagen, die das ganze Werk, nicht bloß die feineren Register, umschließen. Die Orgel dürfte für die weitere Entwicklung der betreffenden Technik vorbildlich wirken.

Der Berliner Fröbel-Verein erläßt aus Mitteln der Eugen Pappenheim-Stiftung in Berlin ein Preisausschreiben mit dem Thema: „Kindergarten und Volksschule, mit besonderer Berücksichtigung der Frage: Was hat der Kindergarten von der Schule, und was hat die Schule vom Kindergarten zu lernen?“ Der Preis beträgt 400 Mark. Die Preisarbeiten sind bis zum 1. Januar 1905 an den Oberlehrer Dr. Pappenheim in Berlin, S. 14, zu senden.

Die Bibel in 400 Sprachen. Eine der bemerkenswertesten Institutionen in Großbritannien hat zu Anfang dieses Monats eine Reihe von Festlichkeiten veranstaltet zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens. Es ist das die „British and Foreign Bible Society“. Der Grundstein zu dieser Organisation wurde am 7. März 1804 gelegt, und heute, nach hundertjährigem Bestehen, giebt es kaum ein Land auf der ganzen Erde, in das nicht die Sendboten der Britischen Bibelgesellschaft gekommen sind, und kein Land, das nicht seine Glückwünsche zu der Feier nach dem Hauptquartier am Themsestrand gesandt hat. Der Zweck der Organisation ist ausschließlich der, jedem Menschen auf der Erde, jedem Manne, jeder Frau, jedem Kinde, das lesen kann, eine Bibel in seiner Muttersprache zu verschaffen, und wenn auch dieser Zweck noch lange nicht erfüllt ist und vielleicht nie erreicht werden wird, so muß man doch zugeben, daß die Britische Bibelgesellschaft in den hundert Jahren ihres Bestehens ein gutes Stück auf dem Wege zu jenem hohen Ziele weitergekommen ist. Die Entstehungsgeschichte der Gesellschaft ist so seltsam, wie man sich nur denken kann. Ein kleines Mädchen veranlaßte die Gründung des Unternehmens, das jetzt den Erdball umspannt. Mary Jones war die Tochter armer Landleute in Wales. Ihre Eltern hatten sie im christlichen Glauben aufgezogen, aber sie waren nicht reich, bei weitem nicht reich genug, um eine Bibel zu kaufen, denn Bibeln in ihrer Sprache waren damals eine große Seltenheit, und selbst in englischer Sprache kostete das Buch der Bücher eine ganz stattliche Summe. Aber das kleine Mädchen verstand kein Englisch und ihre Eltern auch nicht, so mußte sie jede Woche vier Meilen weit wandern, um sich eine Bibel zu borgen und einige Stunden darin lesen zu können. Ein hervorragender Geistlicher in Wales brachte diesen Fall auf einer Kirchenkonferenz zur Sprache, energische, kapitalkräftige christliche Männer interessierten sich für die Frage, und die Folge war, daß am 7. März 1804 die „British and Foreign Bible

Society" gegründet wurde. Im Anfang ging die Arbeit freilich nur langsam vor sich, denn die Druckerei hatte noch lange nicht den Grad von Vollkommenheit und Schnelligkeit erreicht, durch den sie sich heute auszeichnet. Alles mußte auf Handpressen hergestellt werden, was das Werk nicht nur verlangsamte, sondern auch verteuerte. Auch mit dem Übersetzen hatte es seinen Haken, denn die orientalischen Wissenschaften waren damals noch nicht so populär wie heute, und selten hielt ein Gelehrter den Versuch der Mühe wert, in die Geheimnisse der Sprache eines weltentlegenen und weltabgeschlossenen Volksstammes einzudringen. Das erste Buch, welches endlich von der Gesellschaft hergestellt und zum Versandt gebracht wurde, war das Evangelium St. Johannis in „Mohawt“ für die Indianer am Mohawtfluß. Seit dem Tage, an dem jenes kleine und bescheidene Bändchen zum ersten Male über den Atlantischen Ocean wanderte, sind — im ganzen oder in einzelnen Teilen — 180 Millionen Exemplare der Bibel gedruckt und herausgegeben worden. Das heißt so viel als: alle fünf Sekunden ein Buch. Vor hundert Jahren existierte die Heilige Schrift nur in etwa vierzig verschiedenen Sprachen; heute kann das Buch oder Teile desselben in über 400 Sprachen gelesen werden, und nicht weniger als 370 figurieren in der Liste der Britischen Bibelgesellschaft. Über sechzig verschiedene Schriften kommen dabei zur Anwendung, einige von links nach rechts und andere von rechts nach links zu lesen, einige von oben nach unten, andere von unten nach oben und wieder andere schräg über die Seite, ja, einige vom Ende des Buches zum Anfang — nach unsern Begriffen. Die Verteilung der Bibeln, resp. Vertreibung — denn die Gesellschaft verschenkt das Buch nur in Ausnahmefällen; ihr Ziel ist vielmehr zunächst die Verbilligung derselben, so daß sie auch Armen zugänglich wird — geschieht in erster Linie durch Kolporteure, deren die Gesellschaft nicht weniger als 870 beschäftigt. Außerdem dienen ihr über 600 eingeborene Christinnen in den östlichen Ländern, hauptsächlich Indien. Diese „Bibelfrauen“ sind gleichzeitig im Dienste der Mission thätig, denn sie suchen ihre unbefehrten Geschlechtsgenossinnen ebenso auf wie die bekehrten und lesen ihnen aus der Bibel vor, bis sie so viel Verständnis dafür besitzen, daß sie sich ein Buch ins Haus nehmen und selbst weiter lesen können. Die Leitung der Gesellschaft plant jetzt, aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens einen „Dankesfonds“ im Betrage von \$1,250,000 zu sammeln, dessen Zinsen den Zwecken der christlichen Religion dienen sollen. Der König wie der Prinz von Wales haben bereits namhafte Summen beigelegt, und es ist alle Aussicht vorhanden, daß die hohe Summe wirklich zusammengebracht wird.

Fehlerhafte Universitätsdiplome. Man schreibt der „Voss. Ztg.“: Medizinische Fakultäten fangen jetzt an, lateinische Diplome mit wunderlichen Fehlern in die Welt gehen zu lassen. Die Schuld an diesem Niedergang trägt, zwar nicht unmittelbar, aber in letzter Linie die „Frauenemanzipation“. Seit die Frauen zum Universitätsstudium und zu den Prüfungen zugelassen worden sind, hätte eigentlich der nicht sehr große eiserne Bestand von Latein, der bei den Doktorpromotionen gebraucht wird, einer Revision unterzogen werden müssen. Dies ist aber, wenigstens bei der provinzsächsischen Universität, von der wir hier reden, nicht geschehen. So kam es, daß die Damen, die dort promovierten, eine Zeitlang fühlen blutes als „viri humanissimi et doctissimi“ bezeichnet wurden. Später verbesserte man sich und erteilte das Diplom „virgin humani et doctissimi“, was ein Dativ sein soll! Bei der feierlichen öffentlichen Promotion hat ferner der Doktorand einen lateinischen Eid zu leisten, dessen Text ihm der Dekan vorspricht. Natürlich müßte hier überall statt des *genus masculinum* das *genus femininum* stehen, wenn die Person des Doktoranden gemeint und diese eine Dame ist. Das hat der Herr Dekan aber noch nie gethan, bis neulich eine Dame die Geistesgegenwart hatte, als man ihr vorsprach: „Juro me

regi Borussiae fidelem futurum“ zu sagen: „futuram“, worauf der Dekan alle „um“ in „am“ und sogar die Präposition „secundum“ in „secundam“ (!) verwandelte. Gewiß handelt es sich hier nur um Kleinigkeiten [so?], aber sehr klein ist auch die Mühe, die es kosten würde, derartige Inkorrektheiten zu vermeiden. Man kann die Verwendung des Lateinischen bei gewissen Amtshandlungen der Universitäten als einen Topf betrachten, der so bald als möglich abgeschnitten werden sollte. Man kann aber auch eine ehrwürdige Institution darin sehen, die an die ruhmreiche Vergangenheit der Universitäten und an die Solidarität der Wissenschaften aller Länder erinnert. Eine Universität, die öffentlich grammatische Schnitzer macht, würde die Ehrwürdigkeit dieser Institution jedoch nur untergraben helfen.

(III. St. 3.)

Der Plan einer Hamburger Hochschule steckt noch in den Kinderschuhen, insofern er noch von keiner amtlichen Stelle in Erwägung gezogen wurde. Aber von dem großen und einflußreichen Hamburger Grundeigentümer-Verein ausgehend, macht sich in gewissen Kreisen eine Strömung geltend, die auf die Errichtung einer Universität in Hamburg abzielt. Der Vorsitzende dieses Vereins, Dr. Cohen, hat als Mitglied der hamburgischen Bürgerschaft in der Budget-Beratung am 10. Februar die Frage angeschnitten und betonte die Dringlichkeit der Errichtung einer Universität in erster Linie mit dem Hinweis darauf, daß die Gefahr vorhanden sei, die Handelshochschule Köln könne sich zu einer Reform-Universität mit besonderer Berücksichtigung der Handelsfächer auswachsen, und dann sei es für Hamburg mit der Möglichkeit einer gleichartigen Gründung vorbei. Für die Errichtung einer Handelshochschule in Hamburg ist Dr. Cohen deshalb nicht, weil durch die beschlossene Gründung einer Handelshochschule in Berlin eine gleiche Anstalt in Hamburg keine Aussicht auf genügenden Besuch haben würde. Von gegnerischer Seite wird dem Verfechter des Hochschulplanes entgegengehalten, daß die Hansestadt zur Zeit näherliegende Aufgaben zu erfüllen habe, daß sodann in den Kreisen der Großkaufleute und Needer viele Gegner einer theoretischen, langandauernden Ausbildung der jungen Kaufleute seien, und daß endlich der Cohensche Plan der Reform-Universität noch an recht großer Unklarheit der Begriffe leide. „Wir müssen Hamburg zu einem der geistigen Zentren Deutschlands machen“, rief der Abgeordnete am Schlusse seiner Darlegungen aus; früher bereits hatte er Gelegenheit genommen, auf den Ausspruch eines Redners im preussischen Abgeordnetenhaus hinzuweisen, „daß das geistige Niveau in Hamburg als ein relativ niedriges bezeichnet werden dürfe“. Ob es dem Wortführer der Hamburger Universitätsfreunde gelingen wird, durchzubringen, ist sehr fraglich. Der Hamburger ist im allgemeinen durchaus konservativ, was freilich nicht ausschließt, daß sich in seiner Anschauung plötzliche Wandlungen vollziehen, insbesondere, wenn der Hohe Senat seinen bedeutenden Einfluß in die Waagschale werfen sollte. Aber vorläufig ist der Senat für die Hamburger Universität noch nicht gewonnen.

(III. St. 3.)

In der Aula der Berliner Universität wurde kürzlich in Gegenwart einer un-
gemein großen Korona Frau Helene Herrmann, die Gattin des Germanisten, Prof. Dr. Max Herrmann, vom Dekan der philosophischen Fakultät, Prof. Dr. Planck, feierlich zum Doktor promoviert. Es ist der erste Fall in Berlin, daß einer verheirateten Frau, und noch obendrein der Gemahlin eines Universitätslehrers, das Doktordiplom verliehen wurde. Frau Herrmann, geborene Schlesinger, die Tochter einer unter dem Namen Martha Hellmuth bekannten Schriftstellerin, steht erst im 27. Lebensjahre. Ihre Doktorarbeit behandelt die „psychologischen Anschauungen des jungen Goethe und seiner Zeit“.

e
e
e
e
e
e
e
t
n
n
n
n
r
).
3.
e,
e.
n.
n:
f.
r-
en
r-
er
s-
en

Geistliche Lieder für Männerchöre.

Hest 5. Osterlieder.

Ich bin die Auferstehung und das Leben. — Der HErr ist auferstanden. — Man singet mit Freuden vom Sieg. —
Bleib mir nah.

Dies ist eine neue Sammlung von ausgewählten geistlichen Chorstücken für Männerchöre. Die nachfolgenden Nummern werden den andern Festzeiten des Kirchenjahres angepasst werden und früh genug erscheinen, um für die betreffenden Feste eingeübt werden zu können. Wir machen besonders darauf aufmerksam, daß die Gesänge in dieser Sammlung nicht unreife neue Kompositionen, sondern bewährte Erzeugnisse tüchtiger Musiker sind, von einem bekannten, zuverlässigen Musiklehrer und Chor dirigenten ausgewählt. Wir wünschen diesem Seitenstück zu den bekannten „Gesängen für Männerchöre“ die verdiente weite Verbreitung. Nur gute, würdige, kirchliche Musik wird gebracht werden.

Alle Gesänge des obigen Hestes sind gut; besonders aber ist der Mendelssohn'sche Chor („Der HErr ist auferstanden“) schwungvoll, triumphierend, so recht den christlichen Osterglauben zum Ausdruck bringend, zugleich mit einer feinen Orgelbegleitung versehen. Sehr ansprechend ist auch die letzte Nummer, die sich auch bei einem Begräbnis gut verwerten läßt. („Lutheraner.“)

Die bisherigen „Gesänge für Männerchöre“, welche in Zukunft nur weltliche Lieder enthalten sollen, werden mit der Zeit nach wie vor weitergeführt.

Preis: @ Hest 20 Cts., per Duzend \$1.50 und Porto.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE,
ST. LOUIS, MO.